Joachim Siegerist

Ein politisch unkorrektes Leben

Joachim Siegerist Ein politisch unkorrektes Leben







Joachim Siegerist

Ein politisch unkorrektes Leben

Joachim Siegerist

Ein politisch unkorrektes Leben

Herausgeber:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Dezember 2019

1. Auflage Dezember 2019

Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon: 040 -298 10 390 – Telefax: 040 - 298 22 240

Druck:
SZ-Druck & Verlagsservice GmbH
Urbacher Straße 10, 53842 Troisdorf

Gestaltung des Umschlags:
Murat Temeltas

ISBN: 978-3-910087-20-0

Inhalt

Widmung

Wenn es nicht viele großartige Menschen gäbe, die mir immer wieder helfen, weil sie mir vertrauen – ich könnte nur sehr wenig bewegen. Das gilt für die drei Vereine Die Deutschen Konservativen, die mit Max Schmeling aus der Taufe gehobenen Aktion Reiskorn und Menschen in Not – Hilfsverein der Konservativen. Durch diese Kombination ist eine einmalige Sache entstanden. Politischer Einsatz für unser schönes Deutschland und immer wieder Hilfen für Menschen in Not. Unsere Wirkung in der Politik läßt sich in Zahlen nicht beziffern. Die sozialen Hilfen ja. Sage und schreibe 100.000 Menschen in Not konnten wir helfen. Mit Operationen, Medikamenten, Studienbeihilfen, Bekleidung, Schuhen und, und, und.

Manchmal bekommen wir große Spenden. Aber das ist die Ausnahme. Die Hauptlast der Arbeit wird durch die Spenden der „Kleinen" getragen. Ihnen allen gilt mein Dank, und Ihnen widme ich dieses Buch.

Joachim Siegerist — Im Dezember 2019



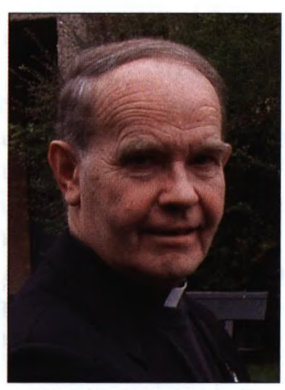
Joachim Siegerist

Lieber Joachim!

wieder ein zupackendes Siegerist-Buch! Dir schreibe ich das nicht, weil Du mein Freund bist, sondern weil Du nicht scheust, Dich unbekümmert offen zu äußern. Dein Herz, Deine Überzeugung versteckst Du nicht, ob es um Lausbuben-Streiche oder um die Liebe zu Deutschland geht, um Engel oder die Klima-Hysterie, um Franziskus, um ein MG unterm Bett oder ein Schneeglöckchen. Manchmal mißt Du hart – auch Dich selbst.

Ein Draufgänger, der uns alle nicht schont! Wie kann ich als Pfarrer und Journalist mit einem Draufgänger-Journalisten Freundschaft haben? Das Wichtigste ist uns gemeinsam: Jesus Christus, ein weit stärkerer Draufgänger! Auch er liebt seine Heimat, sein Volk – wie wir. Doch zugleich verweist er auf das himmlische Vaterland. So freut mich besonders, daß in einigen Deiner Kurzgeschichten diese Christus-Dimension auflebt.

Auch der Humor fehlt nicht, etwa beim frechen Kater Putin oder beim Kirschkern-Spucken. Du hast Dir – außer Deinem knallharten Realismus – das Herz eines Kindes bewahrt.



Dein Winfried Pietrek

Alles Käääääse, sagt Paule

Der alte Paule Speckkamp war Lokalredakteur bei den Fränkischen Nachrichten. Dort schrieb ich meine ersten Artikel. Ich konnte mir soviel Mühe geben, wie ich wollte. Paule Speckkamp kommentierte jeden meiner Berichte mit „Alles Käääääse". Paule Speckkamp – ein Mutmacher war er nicht. Paule Speckkamp war kein gelernter Journalist. Er war Lehrer. Zu seiner Rente verdiente er ein wenig nebenbei bei den Fränkischen. Seine Berichte lasen sich wie Schulaufsätze. Aber Paule hielt sich für einen großen Journalisten.

„Talent hat man – oder man hat es nicht" – den Spruch brachte er bei mir dutzendfach. Ich nickte bescheiden, machte mich noch ein wenig kleiner und antwortete „Aber ich bin froh, daß ich bei Ihnen etwas lernen darf." Das gefiel Paule. War zwar faustdick aufgetragen – aber es machte den alten Herrn glücklich.

21 war ich. Paule 75. Paule war verbittert. Seine Tochter und sein Sohn hatten den Kontakt zu ihm abgebrochen, die Ehefrau hatte seine ewige Meckerei satt und sich eine eigene Wohnung genommen. Paule waren nur seine Berichte in den Fränkischen geblieben.

Die verteidigte er wie ein Löwe sein Revier. Von der Gemeinderatssitzung bis zum Fußball, von warme Socken strickenden Hausfrauenzusammenkünften ..... Paule Speckkamp war für alles zuständig. Als er auch noch beim Druck der Zeitung klug mitreden wollte – da beförderten ihn die Drucker mit wenig freundlichen Worten aus der Druckerei. „Alles Käääääse, was die da machen" – beschwerte er sich bei mir.

Ein gutes Jahr arbeitete ich mit Paule Speckkamp zusammen. Ich war damals Bundeswehrsoldat bei der Luftwaffe in Lauda bei Tauberbischofsheim. Hin und wieder besuche ich noch diesen mir liebgewonnenen Ort. Und auf das Grab von Paule lege ich eine Rose. Könnte er es sehen – mit Sicherheit käme sein Kommentar „Alles Käääääse".

Kann ein Christ auch ohne Kirche und Bibel richtig glauben?

Ich kann auch ohne Kirche an Gott glauben – hört man oft. Seltsam. Dann kann wohl auch jeder einen Motor reparieren – ohne Kfz-Mechaniker gelernt zu haben. Torten backen und Brötchen. Wozu Bäcker lernen? Das kann doch jeder. Am einfachsten ist es mit der Religion. Davon versteht jeder was. Hin und wieder die Nase in die Bibel stecken – vielleicht sogar alle Jubeljahre einmal zum Gottesdienst in eine Kirche gehen? Alles kalter Kaffee. Wir wissen ja schon alles über die christliche Religion. Ich kann auch ohne Gott und Kirche glauben – heißt es ja.

Gibt es größeren Blödsinn als diese Argumentation? Wie kann man richtig glauben, wenn man von der Religion nicht einen Funken Ahnung hat? Mehr als die Hälfte aller Deutschen wissen nicht, warum wir Ostern feiern. Pfingsten? Keine 25 Prozent. Ausnahme Weihnachten. Da kommen wir zumindest noch auf gut 70 Prozent.

Keine Ahnung vom Vaterunser

Ich bin kein übereifriger Christ und gestehe, daß ich nicht jeden Sonntag in die Kirche gehe. Aber ich muß doch zumindest Grundkenntnisse des christlichen Glaubens haben, statt dummerweise zu sagen, daß Glaube auch ohne Wissen über Glaubensgrundsätze existieren kann. Keine 10 Gebote kennen, keine Ahnung vom Gebet „Vater unser". Gott ist irgendein Mann im Himmel – mit langem Bart und gütigem Blick. Und überall sausen pausbäckige Engelchen durch die Wolken. Ein Staat kann nur mit Gesetzen funktionieren. Gilt das nicht auch für das Christentum? Es gibt Theologen, die 10 Jahre und länger Religion studieren. Und sie erkennen, daß sie trotzdem nicht alles über die Geheimnisse des Glaubens wissen. Was sagen

eigentlich dazu die Neunmalklugen, die auch ohne Bibel und Kirche schon alles wissen?

Ich habe einmal zugehört, als einer dieser „alles wissenden" Christen mit einem Moslem über den Glauben diskutierte. „Wir glauben doch alle an den gleichen Gott" – sagte der Moslem – und das ahnungslose Kamel von Christ nickte eifrig mit dem Kopf. „Natürlich gab es Christus und Maria" – sagt der Moslem, sagt aber kein Wort davon, daß Christus Gottes Sohn war. Auch ans Paradies glauben Muslime. Entschuldigen Sie meine Wortwahl – aber für muslimische Männer ist das Paradies ein besserer Puff. Es warten Dutzende von Jungfrauen auf den „Gebrauch". Und wie ähnlich sind sich doch Christen und Muslime in Sachen Toleranz und Frieden. Über 200 bluttriefende Suren im Koran. Mohammed war von wegen Apostel des Friedens. Brutaler Kriegsherr war er. Kopf ab oder Kehle durchschneiden – wer sich nicht zum „rechten" Glauben bekennt. Ich war vor einigen Wochen in einem türkischen Mohammed-Museum in Istanbul. Stolz wurden dort etliche der Schwerter präsentiert, die alle einst Mohammed gehörten. Angeblich. Ich frage mich nur, wieso ein doch so friedlicher Mohammed Schwerter benötigte. Wie würde wohl ein Jesus Christus aussehen – mit Messer am Gürtel und Schwert in der Hand? Bringen wir es auf den Punkt. Die größte Gefahr dieses Jahrhunderts geht nicht von den Muslimen aus. Die größte Gefahr sind die unwissenden und Glaubens-fernen Christen, die dem Islam argumentativ nicht begegnen können, weil sie keinen blassen Schimmer vom christlichen Glauben haben. Es ist so flott dahingesagt: „Ich kann auch ohne Kirche an Gott glauben." Die Folgen könnten für Deutschland und die ganze Welt furchtbar sein. Denn daran läßt der Islam keinen Zweifel – er will die Weltherrschaft. Das wollten auch die Kommunisten. Aber die sind politisch, moralisch und wirtschaftlich krachend gescheitert. Beim Islam ist bisher das Gegenteil der Fall.

Wie war das mit der Audienz beim Papst?

Was für ein Kontrast. Die politische Elite Lettlands in großen Limousinen. Kein Auto unter 100.000 Euro. Viele Letten leben nach wie vor in Not. Der Papst im kleinen FIAT TIPO. Preis 14.790 Euro. Ende September 2018. Papst-Besuch in Lettland. Abgesperrte Straßen, Tausende von Gläubigen und Schaulustigen. Der Papst steigt aus, spricht mit den Menschen hinter der Absperrung. Seine Leibwächter haben es nicht leicht mit ihm. 15 Minuten redet er mit den Menschen. Dann weiter mit dem kleinen FIAT. Eine Mutter stellt sich vor das Auto, hält ein Kind in den Armen. Es ist schwerbehindert. Der Papst steigt noch einmal aus. Er segnet das Kind, spricht mit der Mutter. Dann Fortsetzung der Fahrt.

Für mich beginnt eine große Stunde. Der lettische Bischof Edvards Pavlovskis hat mir eine Privat-Audienz beim Papst vermittelt.

Er wollte sich auf diese Weise für die jahrelange Hilfe der Konservativen in Lettland bedanken.

Der Papst gibt mir die Hand, bedankt sich für meine Arbeit. Er ist auf die Begegnung vorbereitet worden, erwähnt sofort unsere Federbettenaktionen, die Suppenküche, die Winterhilfen und das Sorgenbüro, in dem Hilfsbedürftige Bekleidung, Schuhe, Lebensmittel, Medikamente und in Ausnahmefällen Geld bekommen.

Ich bin platt, daß der Papst so gut informiert ist. Er weiß auch, daß ich als Deutscher in Lettland auch einmal politisch tätig war.

Noch Wochen nach der Audienz wird über das Treffen berichtet. Pro und Contra. Viele konservative Katholiken

lieben diesen Papst nicht. Er ist ihnen zu „weltlich". Papst Benedikt war ihnen lieber. Es gibt sogar Kritik daran, daß ich diese Privat-Audienz hatte.

Entschuldigen Sie bitte, wenn ich folgendes dazu festhalten muß:

1. Für unsere gemeinsamen Hilfen in Lettland war diese Audienz eine ganz enorme Aufwertung der Konservativen.

2. Die Audienz beim Papst wischt die Dauer-Hetze der Linken gegen unsere Arbeit ein für allemal vom Tisch.

3. Ich habe den Papst als sehr warmherzig und menschlich empfunden. Kritik an ihm ..... das überlasse ich fachkundigen Theologen.

Wenn ich wieder einmal in Rom bin – mit Sicherheit nehme ich dann im Petersdom an einem Gottesdienst mit diesem Papst teil.

Karlo verehrt Ronaldo

Der kleine Kerl – er sieht aus wie der Zwillingsbruder von Pippi Langstrumpf. Knallrotes Haar, Sommersprossen und eine kleine, lustig aussehende Stupsnase. Ein Nachbarsjunge aus der Hamburger Beethovenstraße. 8 Jahre alt und ein künftiger Fußball-Star. Davon ist er überzeugt. So einer wie Ronaldo. Ich bin kein ausgemachter Fußballkenner. Aber Ronaldo ist mir schon von meiner Lieblingsinsel Madeira her ein Begriff. Da gibt es eine große Ronaldo-Statue aus Bronze, ein Ronaldo-Museum, ein Ronaldo-Hotel in der Insel-Hauptstadt Funchal – und sogar der Flughafen heißt Ronaldo-Flughafen. Der Vater des „Fußball-Gottes" war Trinker, die Mutter eine schlichte Bauersfrau. Ronaldos Vater soff wie ein Loch – aber er verstand etwas vom Fußball, trainierte den Jungen, wenn er einigermaßen nüchtern war.

Für meinen Pippi-Langstrumpf-Jungen Karlo steht Ronaldo von Madeira auf einer Stufe mit Heiligen.

Ganz aufgeregt kam er gestern wieder zu mir ins Büro. Erst druckste er ein wenig herum – und ich ahnte schon „Der will was". Und dann sprudelte es nur so aus ihm heraus. „Bei Karstadt haben sie Ronaldo-T-Shirts und lederne Fußbälle, auf denen eine Ronaldo-Unterschrift steht. So wie auf der Postkarte, die du mir geschenkt hast." Bei meinem letzten Besuch auf Madeira hatte ich dem Jungen eine Autogramm-Postkarte aus dem Ronaldo-Museum mitgebracht. Signiert. Die hat er auf eine Kommode gestellt und eingerahmt. Fußball-Ikone. 10 Euro mußte ich dafür blechen. Ich weiß nicht einmal, ob sie wirklich echt ist. Könnte auch gedruckt oder gestempelt sein. Egal für Karlo. Ronaldo ist Ronaldo. Ohne Abstriche.

Daß Ronaldo bei seiner Steuererklärung mehr als nur geschummelt hat und zu einer hohen Strafe verurteilt wurde – was interessiert einen achtjährigen Knirps schon das Finanzamt? Logisch – ich kaufte Karlo den Fußball und das T-Shirt.

Karlo hat keine Geschwister, ist das einzige Kind seiner Eltern. Papa Schlosser, Mama Verkäuferin bei EDEKA. Manchmal helfe ich dem Jungen bei seinen Hausaufgaben. Doch der kleine Kerl kann nicht nur gut Fußball spielen – er ist auch ein guter Schüler. Probleme hat er nur im Fach Geschichte. Da helfe ich gern. Karlo weiß nun auch, wer Konrad Adenauer war – und Bismarck. Mit Adolf Hitler warte ich noch ein wenig.

Karlo hat einen Traum. Er möchte in den Sommerferien für zwei Wochen an einem Fußball-Training in Kiel teilnehmen. „Sprich mit meinem Vater" – hat er mich gebeten. Wie könnte ich „Nein" sagen?

Dabei wäre ich glücklicher, wenn der Junge nicht unbedingt zweifelhafte Fußball-Götter verehrt.

Verblödung

Die Verblödung der deutschen Sprache ärgert mich. Das ist geil – heißt es heute. Wollen wir chillen? Bedeutet „abhängen". Immer noch nicht kapiert? Ist doch logo – heißt so viel wie faulenzen, alles ruhig angehen lassen. Hört sich das nicht oberaffengeil cool an – oder sogar bomfurzionös. Dieter Bohlen würde mega sagen.

Der Verblödung sind keine Grenzen gesetzt. Ich habe mich früher immer über die von schlechten Journalisten gebrauchten Wörter geärgert wie „fieberhaft", „im Rahmen dessen". Aber wie harmlos gegen oberaffengeil.

Es stimmt – aber keiner sagt es, ist ja nicht hipp. Die BILD-Zeitung – was immer man über sie denken mag – sie pflegt nach wie vor eine gute Sprache.

Das paßt natürlich überhaupt nicht in das Weltbild der Linken, ist aber so.

Das heißt nicht, BILD ist ein sprachlicher Unschuldsengel. Ich denke nur an die Schlagzeilen „Wir sind Papst!" oder „Jetzt ist der Mond ein Ami". Aber sie waren zumindest originell. Und es ist bekannt, daß Papst Benedikt über diese Formulierung herzlich gelacht hat.

Verrückte Formulierungen? Ich habe mein Redaktionsvolontariat bei der Norddeutschen Volkszeitung in Bremen gemacht. Da arbeitete auch als Politikredakteur ein streitbarer, älterer Herr. Immer wenn er der Meinung war, andere Kollegen hätten besser formulieren können – dann kamen diese Worte „Weißt Du, was ich von Deinem Text halte? Das ist Rotz Kotz Donnerfurz."

Was ihn noch auf die Palme bringen konnte – das war Willy Brandt. Dann verzog er sein Gesicht, als würde er starke Zahnschmerzen haben und preßte wütend hervor: „Dieser Pralli Wind".

Kurt Binkowski hieß er. Ich konnte ihn gut leiden.

Zitronen-Plantage

Ich habe eine Zitronen-Plantage. Ein großer, schwarzer Plastiktopf und darin ein Zitronen-Bäumchen. Einen guten halben Meter hoch und sieben leuchtend gelbe Zitronen dran. Die heißen Sonnentage in diesem Jahr hat das Bäumchen besonders geliebt. Die Zitronen wurden richtig groß. In der kalten Jahreszeit kommt das Zitronen-Bäumchen auf einen hellen Platz am Fenster in unserem Büro.

Kennst Du das Land, in dem die Zitronen blühen? In der Beethovenstraße 60 in Hamburg liegt es. Die Reise nach Italien kann gespart werden. Das Zitronen-Bäumchen hat mir mein Freund Antonio aus Bozen in Südtirol geschenkt, hat also italienische Wurzeln ..... sagt Antonio. Meine Antwort „Südtirol ist deutsch" ..... aber ich weiß „das war einmal".

„Ihr Italiener habt uns das Land nach dem Ersten Weltkrieg geklaut" – ärgere ich meinen Freund regelmäßig. „Das kannst du auch mit dem Zitronen-Bäumchen nicht wieder gutmachen." Wir kennen uns seit mehr als 30 Jahren, haben uns während des Medizinstudiums von Antonio in einer Hamburger Kneipe kennengelernt.

Auf mein Zitronen-Bäumchen bin ich stolz, und jeder Besucher muß es gebührend bewundern. Welches Büro kann schon mit einem Zitronen-Baum aufwarten? ..... auch wenn es – wie gesagt – nur ein Bäumchen ist?

Ich erinnere mich noch genau, wie ich 1971 auf meiner ersten Auslandsreise nach Jugoslawien mit Neckermann die erste Palme und einen Zitronenbaum sah. Vor der Palme, vor dem Zitronenbaum – ich ließ mich sofort fotografieren, fand beide einfach super. Zitronenbäume tragen

Früchte und Blüten zur selben Zeit und versprühen einen wunderbaren Duft.

Nun bin ich selber Zitronen-Plantagen-Besitzer – und das im kalten Hamburg.

So war es mit dem Deutschland-Magazin

Noch tiefer hätte das von Kurt Ziesel herausgegebene Deutschland-Magazin nicht fallen können. Eine abbruchreife Baracke in Prien am Chiemsee. Verschuldet bis über beide Ohren, finanziell ausgesaugt bis auf den letzten Pfennig. Dazu Gefälligkeits-Anstellungen, selbst beschlossene Firmenrente für die Ehefrau. Geblieben waren eine tüchtige Sekretärin und ein Buchhalter – für deren Gehalt war nichts mehr in der Kasse. Hilferuf von Dr. Ossmann, Strauß-Anwalt und als Vorstandsmitglied der Deutschland-Stiftung Mit-Herausgeber. Er hatte Kurt Ziesel immer wieder geraten „Bitten Sie Siegerist um Hilfe. Er bekommt das Schiff wieder flott". Aus welchen Gründen auch immer – Kurt Ziesel konnte mich nicht leiden. Er winkte immer ab. Dann starb er. Die Hinterlassenschaft war erbärmlich. Mit Gefälligkeitsanzeigen versuchte ich zu überbrücken. Zumindest Sekretärin und Buchhalter sollten ihr Gehalt bekommen. Die Schulden waren zu hoch.

Es ging nur mit einem totalen Neuanfang. Wir kauften die vorhandenen Abonnenten-Adressen und starteten mit neuen Ausgaben. Anders. Die politische Linie blieb erhalten. Aber völlig neu die grafische Gestaltung, nicht nur politische Themen – auch soziale. Menschen-Schicksale, Hintergründe. Dazu üppige Bebilderung und Druck auf hochwertigem Papier.

Seitdem ist das Blatt wieder erfolgreich. Sonderausgaben kommen manchmal auf bis zu 100.000 Auflage. Ideal wäre ein monatliches Erscheinen. Das schaffen wir aber mit unserer kleinen Mannschaft nicht. Oft stecken in einem einzigen Bericht mehrere Wochen Arbeit. Aufwendige Recherchen.

Zusätzlich zum Deutschland-Magazin bringen wir den Exclusiv-Dienst „Berliner Brief" heraus und eine Vielzahl von Broschüren, die in mehreren Zeitungen beworben werden. Dazu Rundbriefe in Millionen-Auflage. Ich will unsere Arbeit nicht überbewerten. Tatsache ist aber, daß wir die stärkste konservative Bewegung sind, die völlig unabhängig ist und ihre Arbeit ausschließlich durch Spenden von Förderern finanziert. Staatliche Zuschüsse, die uns in der Vergangenheit gesetzlich zugestanden hätten – die haben wir abgelehnt. Daran wird sich auch künftig nichts ändern. Unabhängigkeit ist wichtiger als Geld.

Der alte Birnbaum und das Ende der Kindheit

Ein alter – schon etwas morscher – Birnbaum auf dem Schulhof. Raufklettern verboten! Darauf achtete Hausmeister Feldhusen mit seinem fetten Dackel, dem immer wieder heimlich Schulbrote zugesteckt wurden. Der Birnbaum war ein Teil der Schule. Im Sommer spendete er Schatten, und wir saßen oft rund um den Stamm. Letzter Schultag. März 1962. Ich war traurig, habe die Schulzeit geliebt. Schule an der Oslebshauser Heerstraße in Bremen. Arbeitergegend, nicht unbedingt ein Vorzeige-Stadtteil der alten Hansestadt. Kleine Abschlußfeier in unserem Klassenraum und die gegenseitige Versicherung, daß wir uns mindestens einmal pro Jahr zu einem Klassentreffen wiedersehen.

Dann gingen alle nach Hause. Ich blieb noch ein wenig. Feldhusen hin und her. Ich kletterte in die alte Birne. Da saß ich nun auf einem alten Ast und war traurig. Feldhusen sah mich, sagte aber nichts. Ende der Schulzeit. Ende der Kindheit, die ich gern hatte. So ganz anders als heute. Auf Schatzsuche in zerbombten Häusern gehen, Höhlen bauen, Abenteuer-Spiele, die oft lebensgefährlich waren, Wettrennen über die Baumstämme im Bremer Holzhafen. Lagerfeuer, Lehrer ärgern und Kirschen klauen im Sommer. Nach Schulschluß wurde immer beratschlagt: „Was machen wir heute?"

Ich hab Mitleid mit den Kindern von heute, die nur Computerspiele machen und in die Glotze gaffen. Eine armselige Kinderzeit. Teures Spielzeug gab es nicht, war auch überflüssig. Unsere kindliche Phantasie schlug Purzelbäume.

Da saß ich nun im alten Birnbaum auf dem Schulhof. Karl Rekort und Anneliese Biermann, Schul-Direktor und seine

spätere Nachfolgerin, gingen zum Fahrradschuppen, holten ihre Fahrräder und radelten davon. Sie sahen mich nicht. „Kalle", wie wir Kinder den Schulleiter nannten, hatte mir in der siebenten Klasse zu Recht eine Ohrfeige verpaßt. Weil ich keine Lust auf den Biologie-Unterricht bei Fräulein Schröder hatte, war die Klasse von mir zum Streik aufgefordert worden. Vergeblich klatschte Fräulein Schröder in die Hände, rief immer wieder „Kinder, der Unterricht hat begonnen". Kalle hörte das. „Aber sofort" – sagte er nur knapp, und die Streikfront brach zusammen. Aufstellen in einer Reihe. Klatsch, klatsch. Eine „Ohrfeige für jeden. Für mich zwei". All das ging mir „Birnbaumsitzend" durch den Kopf.

Christel Stegemann, eine Klassenkameradin, sagte mir „Joachim, Du bist noch ein Kind". Das stimmte ja. Aber ich antwortete „Blöde Kuh". Das stört mich überhaupt nicht." Wir haben tatsächlich immer noch jedes Jahr ein Klassentreffen – und dann lachen Christel und ich immer wieder aufs Neue über unseren Disput.

Welchen Beruf lernen? Die Berufsberatung empfahl mir „lernen Sie Schriftsetzer. Sie sind so gut in der deutschen Sprache". Ich lernte Schriftsetzer. Aber wichtiger als die deutsche Sprache war Rechnen und Zeichnen. Nicht unbedingt meine Stärken. Ich quälte mich drei Jahre durch die ungeliebte Lehre. Aber sie brachte mir Glück, weil ich bei meiner Lehrfirma, dem Bremer Weser Kurier, erstmals Zeitungsluft schnupperte. Wer weiß, ob ich ohne diese Lehre auch Journalist geworden wäre.

Noch heute gehe ich manchmal auf unseren Schulhof. In den Pausen sind auf dem Schulhof mehr Ausländerkinder als deutsche. Geblieben sind meine Erinnerungen an eine wunderbare Zeit. Noch heute träume ich immer wieder von der Schulzeit.

Nachts kamen die Einbrecher

Papiergeld ist Papier. Ein Versprechen, für das Papier einen Gegenwert zu erhalten. Das funktioniert nicht immer, wie wir wissen. Bei einer Inflation ist das Versprechen nur Schall und Rauch. Ganz anders die Sache mit Gold. Seit Jahrtausenden ein stabiler Anker. Die Preise fallen und steigen zwar auch. Aber Gold ist eben Gold und behält – im Gegensatz zum Papiergeld immer seinen Wert. Vorurteil: Gold ist nur etwas für Reiche. Stimmt nicht. Es gibt ja sogar schon für etwa 39 Euro den 1-Gramm-Goldbarren. Das geht rauf bis zum 1000 Gramm Goldbarren für rund 38.000 Euro.

Ich empfehle jedem Sparer, etwa 10 Prozent seines Geldes in Gold anzulegen. Ein absolut sicherer Anker in Inflationszeiten. Inflation gibt's nicht mehr – sagen die Währungshüter. Ich glaube ihnen aber nicht. Wir haben ja längst eine schleichende Inflation. Gespartes verliert Jahr für Jahr rund 2 Prozent seines Wertes. Problem beim Gold ist nur die sichere Aufbewahrung. Zu Hause im Küchenschrank oder unter der Matratze? Keine gute Idee. Am sichersten ist ein Banksafe. Kosten pro Jahr – um die 100 Euro.

Selbst wenn der Safeschlüssel geklaut wird – an den Safe kommt man nur mit Ausweis und einem zweiten Schlüssel, der von der Bank unter Verschluß gehalten wird.

Finanzierung der Ausbildung von Kindern oder Enkelkindern? Wer 15 Jahre Monat für Monat 1 Gramm Gold oder ein wenig mehr kauft – der kommt schnell auf die stattliche Summe von 30.000 Euro. Damit ist ein dreijähriges Studium schon zu einem Großteil finanziert. Hinzu kommt: Momentan ist davon auszugehen, daß die Goldpreise beständig steigen – und damit auch der Wert des Golddepots.

Die meisten Goldanleger bevorzugen Münzen. Auf Platz 1 der südafrikanische Krügerrand. Von 58,30 Euro (1/20 Unze) bis zu 1.166 Euro (1 Unze). 1 Unze – das sind 31,1 Gramm.

Beim Thema Gold fallen mir zwei Geschichten ein. Der verstorbene Ehemann einer lieben Anhängerin der Konservativen, war ein wohlhabender Mann. Im Laufe von fast 50 Jahren hatte er mehr als 10 Kilo Gold in seinem Haus-Safe angesammelt. Bei einem Besuch in ihrem Häuschen in Bayern zeigte sie mir stolz den Schatz. Soviel Gold hatte ich noch nie gesehen. Sie zeigte wohl nicht nur mir das Gold. Das Haus ohne Alarmanlagen. Der Safe? Eine bessere Sparbüchse, die sich schon mit einem Schraubenzieher knacken ließ. Es kam, wie es kommen mußte. Einbrecher. Sie schlief und hörte nichts. Am nächsten Morgen sah sie den geknackten Safe. Alles futsch.

Aber die zweite Goldgeschichte ist die Krönung. Unser Büromitarbeiter Timo wundert sich darüber, daß ein kleines, einfaches Päckchen aus braunem Packpapier ungewöhnlich schwer ist. Er wickelt und wickelt und dann ein langes „Jooooaaaachim". Timo hält einen 500 Gramm Goldbarren in der Hand. Ohne Absender, ohne Namen. Nur ein kleiner Zettel mit den Zeilen „Sie können das gut gebrauchen".

Geschäft auf Gegenseitigkeit

Den Namen nenne ich nicht. Nur soviel: Es war ein Mann aus dem deutschen Hochadel. Großer Titel und 100 Auszeichnungen – aber arm wie eine Kirchenmaus. In Die Deutschen Konservativen war er verliebt. Ich brauchte für eine politische Kampagne einen bekannten und zugkräftigen Namen. Der gute Mann muß es geahnt haben, und er schlug mir mit einem Augenzwinkern ein Geschäft vor. „Sie bezahlen mir einmal im Monat in einem guten Hotel einen Wochenend-Aufenthalt mit Anreise und Verpflegung – und Sie können als kleine Gegenleistung für Ihre Kampagne meinen Namen benutzen".

Dann noch dieser Satz „Ich träume davon, noch einmal für wenige Tage so zu leben, wie ich es früher konnte." 85 Jahre war er alt, hatte die Kaiserzeit noch erlebt. Nach dem II. Weltkrieg ging der gesamte Besitz der Familie in der sogenannten DDR flöten. Der früh verwitwete alte Herr lebte von Sozialhilfe. Bitter für einen Mann aus diesen Verhältnissen.

War es nun unmoralisch von mir, dieses Angebot anzunehmen? Die Kampagne mit seinem Namen wurde ein Erfolg. 1 ½ Jahre übernahm ich für den guten Mann die Reise- und Hotelkosten. Dann starb der alte Herr. Die wieder wohlhabend gewordene Verwandtschaft, die ihm zu Lebzeiten keinen Pfennig gegeben hatte, arrangierte eine fürstliche Beisetzung. Ein Bruchteil der Beisetzungs-Kosten hätten meinem guten Freund zu Lebzeiten sehr geholfen. Diese Heuchelei fand ich schlimm – nicht unser Geschäft.

Die guten Vorsätze

Jahreswechsel. Gute Vorsätze. Siamesische Zwillinge. Das mit den guten Vorsätzen zum neuen Jahr habe ich mir abgewöhnt. Weniger arbeiten, 5 Kilo abnehmen. Es wird ja doch nichts. Das mit dem Abnehmen habe ich einmal durchgehalten. Von 82 Kilo auf 57. Die Folge: Alle Hosen mußten zum Änderungsschneider – und wohler fühlte ich mich eigentlich auch nicht. Und was ist das mit dem „weniger arbeiten?“ Ich bin froh und dankbar, daß ich mit fast 73 Jahren noch arbeiten kann. Mir bringt die Arbeit Freude. Schon das Wochenende ist mir manchmal zu lang. Es könnte ja wichtige Post gekommen sein. Anrufer.

Ein, zwei Stunden am Sonnabend müssen drin sein. Freude an der Arbeit. Das ist eine großartige Sache. Ich kenne noch das Gegenteil. Schriftsetzer habe ich gelernt. Den Beruf hab ich nicht geliebt. Am Montag dachte ich, „hoffentlich ist bald Mittwoch.“ Wenn Mittwoch ist, dann kommt bald Freitag – und das heißt Wochenende. Raus aus dem Lehrbetrieb WESER KURIER in Bremen. Einen guten Vorsatz hatte ich deswegen doch. Als die Lehre beendet war, nahm ich mir fest vor, den Journalismus anzusteuern. Ganz einfach war das nicht. Ich hatte lediglich einen Volksschulabschluß vorzuweisen. Mir war aber das Talent des Schreibens in die Wiege gelegt worden. Es fing mit guten Schulaufsätzen an. Dann Leserbriefe in Lokalblättern, bald erste kleine Artikel. Bundeswehr mit 21. Im Standort Tauberbischofsheim/Lauda stellte mich der zuständige „S 1 Offizier“ der Luftwaffe frei für die Öffentlichkeitsarbeit. Zeitungsartikel und eine kleine Kasernenzeitung. Die Eintrittskarte für eine Journalistenausbildung in Bremen.

Journalist. Für mich ein ganz großartiger Beruf.

So ist das mit den guten Vorsätzen. Die meisten hält man nicht. Einen habe ich gehalten. Der macht mich glücklich.

Lummi war ein großartiger Mensch

Er war einer der letzten großen Konservativen der CDU. Heinrich Lummer, Berliner Bürgermeister und Innensenator a.D. Ehrenpräsident der Deutschen Konservativen. Echte Freunde in der Politik – die gibt es selten. Heinrich Lummer war ein Freund. Er hatte mir mehrmals das Du angeboten. Ich konnte es nicht. Er akzeptierte aber, daß ich ihn mit „Lummi" ansprach. Dabei das Sie nicht vergaß.

Ich stand als Angeklagter vor Gericht. Volksverhetzer. Beleidigung von Zigeunerfrauen. Der Staatsanwalt forderte fast zwei Jahre Haft. Es sah schlecht aus für mich. Ehemalige „Freunde" aus der Politik wollten mit mir nichts mehr zu tun haben.

Darunter auch die vielen, die mir Amt und Würden zu verdanken hatten. Ganz anders Heinrich Lummer. Er rief während der Verhandlungspause jeden Tag an, machte mir Mut und wiederholte immer wieder „Sie hatten Recht, hätten nur vorsichtiger formulieren sollen. Wir leben im Zeitalter der politischen Korrektheit."

Kennengelernt hatten wir uns in Berlin. Großer Jugendkongreß der Deutschen Konservativen. Saal in den Messehallen unter dem Funkturm. Fast alle Mitglieder der CDU-Schülerorganisation waren gekommen. 1000 Teilnehmer. Franz Josef Strauß sprach über ein aufgezeichnetes Video eine Grußbotschaft: Konservativ heißt nicht, die Asche zu bewahren, sondern die Flamme zu tragen.

Richard von Weizsäcker kündigte den von auswärts angereisten Jugendlichen die Übernachtungs-Quartiere. Auf der Straße stehen.

Ich ging zu Heinrich Lummer, dem Stellvertreter von Weizsäcker. Ein kurzes Gespräch. Es dauerte keine Minute und Heinrich Lummer sagte: „Ich garantiere Ihnen, daß alle jungen Leute ein Quartier bekommen". Und so war es auch.

Beginn einer langen Freundschaft. In den Medien wurde Heinrich Lummer fast nur als „beinharter Eisenfresser" dargestellt. War er nicht. Lummi hatte ein übergroßes Herz. Fehlte einer alten Frau eine bezahlbare Wohnung – Lummi besorgte eine. Stipendium für ein begabtes Kind aus armer Familie. Fehlender Job für einen Familienvater? Auch da half Lummi. Die Firma meines Schulfreundes Manfred Reuß aus Bremen war Konkurs gegangen. Lummi stellte ihn als Bundestags-Assistenten ein. Ich machte mit Lummi Urlaub in Kärnten und auf Amrum. Plötzlich alles aus. Schlaganfall. Keine Stimme mehr. Lummi kämpfte 20 Jahre gegen die Folgen des Schlaganfalls an. Am Ende war der Tod stärker. Lummi war ein großartiger Mensch.

Je oller, je doller

Muß Alter auch automatisch Einsamkeit bedeuten? Das stimmt nur zum Teil. Natürlich – in zunehmendem Alter sterben die Freunde weg. Schon allein dadurch wird die Zahl geringer. Depression und sich total abschotten ist oft die Folge. Man kann nicht erwarten, daß neue Freunde von allein kommen. Gibt es Wege, der Einsamkeit des Alters zu entkommen?

Ich kannte eine 86 Jahre alte Frau aus Lippstadt, die noch mit 83 den Führerschein machte. Ein eigenes Auto – das wollte sie nicht. Sich selbst beweisen, daß es noch geht und unter Menschen kommen ..... das war ihr Hauptanliegen. Theoretisch schaffte sie die Fahrprüfung gleich im ersten Anlauf glänzend. Ziemlich lange dauerte die Sache mit den Fahrstunden. Es wurden 42. Nach der Prüfung überlegte sie sich etwas anderes. Sie gab im lokalen Heimatblatt eine Anzeige mit diesem Text auf „Wenn Sie einsam sind – dann rufen Sie mich an." Dazu die Telefonnummer. 93 Anrufe in einer Woche. Aus der Kleinanzeige, die keine 15 Euro gekostet hatte, wurde ein Dauerbrenner. Überraschend – es riefen auch viele junge Leute an. Die unterschiedlichsten Themen. Ein 20jähriges Mädchen weinte bitterlich, daß ihr Freund sie verlassen hatte, nachdem sie schwanger geworden war. Ein alter Herr war vor 10 Jahren Witwer geworden, wünschte sich eine neue Partnerin.

Das funktionierte sogar. Mein liebes „Fräulein vom Amt" vermittelte den Kontakt mit einer gleichaltrigen Dame, ebenfalls verwitwet.

Dem schwangeren Mädchen sprach sie Mut zu. Sie brachte einen gesunden Jungen zur Welt und lebt glücklich mit einem guten Lebenspartner. Aus der Kleinanzeige war eine Brücke aus der Einsamkeit geworden. Für beide Seiten.

Drei Stunden pro Tag ist meine Bekannte am Telefon. Einsam und altes Eisen? Auf sie trifft das nicht zu. Vorteil des Alters: Da hat sich eine Menge von Lebenserfahrung angesammelt. Ein wertvolles Kapital.

Mitte Juni besuchte ich meine Bekannte. Sie hatte mich zum Tee eingeladen. Auch ein älterer Herr war noch da ..... und er sagte mit strahlendem Gesicht: „Wir haben uns durch das Telefon kennengelernt. Wir möchten nicht mehr zusammenziehen – aber füreinander dasein und uns gegenseitig helfen“. Sie dazu lachend: „So ist das nun einmal – je oller, je doller“.

Dicke, fette Kuh

Als Kind auf alten Dachböden stöbern – das ist spannend. Schatzsuche. Auf dem Dachboden des Mietshauses Steinstraße 4 in Kiel gab es einige versteckte Schätze. Besonders angetan hatte es mir ein altes Grammophon. Leider nur eine Platte. „Wenn der Hein in Rio ist und zwei rote Lippen küßt – Lieber Hein, laß das sein." Immer wieder ließen wir den Matrosen Hein die roten Lippen küssen. Vom Dachboden bis zum Erdgeschoß war Hein zu hören. Bis die alte Grevenstein aus der dritten Etage laut zu kreischen anfing und mit der Polizei drohte – „Ich kann diesen Hein nicht mehr ertragen."

Bei den Kindern der Steinstraße hatte sich schnell herumgesprochen, daß es auf dem Dachboden der Hausnummer 4 immer lustig zuging. Meine Schwester Karin hatte in verstaubten Pappkartons ausgemusterte Gardinen entdeckt. Aus zwei Balken wurde ein Laufsteg gelegt, die Mädchen wickelten sich die Gardinen um den Leib – und schon gab es die Modenschau auf dem Dachboden.

Ich fand das zu langweilig und hatte die Idee „Das wird doch erst richtig klasse, wenn ihr Modenschau auf den Dächern macht." Der verstorbene Modezar Karl Lagerfeld hätte auf den Dächern der Kieler Steinstraße die wohl ungewöhnlichsten Models gefunden. Vorweg Karin. Eine alte Tüllgardine als Schleier. Eine Brokat-Gardine um den Bauch geschnürt. Sie fand sich hinreißend schön. Doch die unbestrittene Nr. 1 der Dach-spazierenden Schönheiten war die dicke Ingrid Jansen. Eine blau-weiß bestickte Küchengardine als Gesichtsschleier, ein muffiger Plünn von Nachthemd mit Sternenhimmel. Ein Trampel als Model – fand ich jedenfalls.

Ingrid Jansen haßte uns Straßenjungs, weil wir sie oft ärgerten und laut sangen „Ingrid Jansen, dicke, fette Kuh – hat zwei Busen, macht muh muh". Das war alles andere als fein. Sie revanchierte sich, indem sie uns verspottete. „Hosenscheißer, Hosenscheißer – in der Büx nur Matsch und Kleister."

Für die militärische Seite der Dachwanderer war mein Bruder Manfred zuständig. Vorweg mit der alten Reichskriegsflagge und einem Säbel marschierte er über die Dächer, gefolgt von ungefähr 15 Kindern. Ich war dagegen, daß auch Mädchen mitmarschierten und bestand darauf, daß Säbel und Fahnen nur etwas für Jungs sind. Eigentlich war es mir egal – ich wollte nur das Mitmarschieren von der dicken, fetten Kuh verhindern.

1958 verzogen wir von Kiel nach Bremen. Vorbei die Modenschauen und die militärischen Aufmärsche auf den Dächern der Steinstraße 4.

Mir tun die Kinder von heute leid, die statt Märschen auf den Dächern und Modenschauen auf Dachböden nur Computer und Fernseher kennen.

Die Sache mit den Farben in Thailand

Die bayerische Trachtenjacke aus Garmisch-Partenkirchen hat schon bessere Zeiten gesehen. Am Kragen ein wenig abgewetzt und die Enden der Ärmel ..... na ja.

Aber ich liebe diese schwarze Trachtenjacke mit ihren „Hirschkopf-Knöpfen" und dem grünen Kragen nun einmal. Ich trage sie oft. Dabei ist mein Schrank voll mit Jakkets. Da hat sich im Laufe der Jahrzehnte so einiges angesammelt – verbunden mit Erinnerungen. Paradestück: Ein weißer Seidenanzug maßgeschneidert in Bangkok. Angefertigt für einen Empfang im thailändischen Königshaus. Ich fand mich einfach umwerfend schön in diesem Edel-Stück. Aber ein weißer Seidenanzug in Deutschland? Er paßt sowieso schon lange nicht mehr. Als der Empfang im Königshaus vorbei war, konnte ich mich nicht so schnell von dem Prunkstück trennen. So verrückt ist man nur in jungen Jahren. Ich fuhr mit einem Taxi von einem Hotel zum anderen in Bangkok und ging einmal durch jede Empfangshalle ..... in der Hoffnung ein ganz klein wenig bewundert zu werden. War aber nicht ..... Weiße Seidenanzüge sind in Thailand keine Seltenheit. Vor allem bei der Armee ist weiß angesagt.

Weiß und goldglänzende Knöpfe. Die hatte mein Seidenanzug auch. Sieht sündhaft teuer aus. Aber die Maßanfertigung kostete damals keine 200 Mark.

Farbe weiß. Mit Farben ist das so eine Sache in Thailand. Da ist blau nicht einfach nur so blau, und grün ist auch nicht einfach grün. Jede Farbe hat eine besondere Bedeutung. Wir Deutschen bringen es höchstens auf „Rot ist die Liebe" oder „grün ist die Hoffnung."

In Thailand sind Farben mehr. Jeder Tag hat seine besondere Farbe – und wer es sich leisten kann, der trägt an jedem Tag die passende Farbe. Am Montag ist gelb angesagt. Die Mondgottheit Chandra reitet auf einem von jasminfarbenen Pferden gezogenen Streitwagen.

Der Dienstag ist rosa. Die Gottheit Mangala, die für den Mars steht, reitet auf einem von Wasserbüffeln gezogenen Streitwagen. Ihre Haut ist rosa.

Der grüne Mittwoch: Buddha, der vom Planeten Merkur ist, reitet auf einem Elefanten. Seine Haut ist smaragdgrün. Am Abend wird die Farbe schwarz getragen.

Donnerstag ist orange. Brishaspati, Kaplan der Gottheiten, reitet auf einem goldenen Hirsch.

Am Freitag macht Thailand blau. Shukra, Gott der Liebe und des Friedens, reitet auf einem Bullen.

Der Samstag ist violett. Planet Saturn ist der Gottheit Shani zugeordnet und reitet auf einem Tiger.

Der Sonntag ist feuerrot. Das Element der Gottheit Phra Athit ist Feuer. Sein großer Streitwagen wird von Löwen gezogen.

Thailand ist überwiegend buddhistisch. Die hier genannten Gottheiten sind hinduistisch. Aber viele Thai-Buddhisten halten sich an diese Farbvorgaben.

Wenig aufregend ist die Farbe weiß. Sie wird den Thais empfohlen, die nicht wissen, an welchem Tag sie geboren sind. Das heiße Klima und die Reinheit – das sind vermutlich die Hauptgründe für die Farbe weiß in Thailand.

Sie sehen schon schmuck aus – die Soldaten des Königs in ihren weißen Uniformen mit den goldenen Knöpfen. Öffne ich meinen Kleiderschrank – dann leuchtet er mir entgegen: Der weiße Seidenanzug und ganz bestimmt auch ein ganz klein wenig Eitelkeit ..... ich gebe es zu.

Bio und andere Grünen-Hysterien

One apple a day keeps the doctor away. Englische Gesundheitsweisheit. Auf deutsch sinngemäß „Ein Apfel pro Tag – und du brauchst keinen Doktor.

Ob es wirklich stimmt? Egal. Ich halte mich daran. Jeden Morgen, wenn ich ins Büro komme, hat Beate schon einen glänzend roten Apfel auf meinen Schreibtisch gelegt. One apple a day .....

Beate poliert jeden Apfel mit einem weichen Tuch – so, daß man glaubt, „daran kann ich mich spiegeln." Spieglein, Spieglein an der Wand.

Aber Beate ist nicht die böse Stiefmutter mit dem vergifteten Apfel für Schneewittchen. Beate hat mir aus dem Internet folgende Informationen parat gelegt: Über 30 Vitamine. Gut für die Zähne, gut für den Darm. Auf gar keinen Fall den Apfel schälen. 70 Prozent der Vitamine sitzen in der Schale! Auch das Kerngehäuse ist gesund. Es enthält Jod. Die meisten Äpfel sind gespritzt. Das ist aber kein echtes Problem beim Verzehr. Abwaschen und polieren – und schon ist alles im Lot. Bio-Äpfel? Sind teurer – aber nicht besser. Ich bin bei der Bezeichnung „Bio" immer ein wenig skeptisch. Überall wo Bio draufsteht, ist nicht Bio drin.

Mir ist dieser ganze Bio-Wahn auch nicht sympathisch. Die Zahl der Menschen auf unserem schönen Planeten steigt und steigt. Alle müssen ernährt werden. Das geht mit Bio nicht, sondern nur mit moderner Landwirtschaft. Es ist doch auch hirnrissig, massiv Front gegen „Genveränderte" Lebensmittel zu machen. Was spricht dagegen, wenn so Schädlingsbefall vermieden und der Ertrag verdoppelt und verdreifacht werden kann? Jede normale

Hausfrau muß mit jedem Euro rechnen. Bio ist in erster Linie für dicke Brieftaschen.

Ich glaube an diese ganzen, von den Grünen geschürten Hysterien nicht. Erst starben unsere Wälder am sauren Regen, dann löste sich die Ozonschicht auf. Wir wurden mit schädlichen Strahlen bombardiert. Jetzt steht wegen der drohenden „Klima-Kastastrophe“ der Weltuntergang bevor, und wir werden bald alle an den Diesel-Abgasen sterben. Ich kann es einfach nicht begreifen, daß so viele Menschen auf diesen Quatsch reinfallen. Unsere Meteorologen haben Mühe, das Wetter vier Wochen im voraus anzusagen. Aber die Grünen können um 100 Jahre das Klima vorhersagen.

Von dieser Hysterie-Industrie leben Tausende von selbsternannten Klimaschützern gut. Und selbst wenn es wärmer wird, was schadet das? Kälteperioden haben Not, Elend und Völkerwanderung, Wärmezeiten haben der Menschheit Hochkulturen gebracht. In 20 Jahren werden wir allesamt den Kopf über diesen Schwachsinn schütteln.

Ein ungewöhnliches Pferderennen

Kakerlaken machen Wettlauf. Ich finde sie ganz einfach ekelhaft – diese braunen Krabbeltiere, die Unrat lieben und sich gern an feuchten und warmen Plätzen aufhalten. In der Nacht flitzen sie überall auf den Straßen Bangkoks herum. Nicht drauf treten. Es bleiben sonst Eier der Kakerlake an den Schuhsohlen hängen.

Der kleine Kosailo (9) liebt Kakerlaken. Kakerlaken sind seine Rennpferde. Der Rennstall – eine hölzerne Zigarrenkiste. 21 an der Zahl. Kosailos Papa hat einen Straßenimbiß. An schulfreien Tagen geht Kosailo mit Papa. Papa verkauft leckere Suppen, und Kosailo eröffnet auf dem Straßenpflaster seinen Rennstall. Einen Meter lange Holzstangen legt er auf den Fußweg. Abstand vier Zentimeter. Die Rennstrecke. Am Ende eine Leiste als Barriere, das Ziel. Dann nimmt der Junge 4 Kakerlaken aus der Zigarrenkiste und setzt sie vorsichtig zwischen die Leisten. Wie auf Kommando flitzen die Tiere los. Auf den Rücken der kleinen Krabbelmonster eine mit Tusche aufgemalte Nummer. Zuschauer sind schnell zur Stelle. Sie werden von Kosailo zum Wetten aufgefordert. Dem Gewinner winken 10 Baht – umgerechnet so um 50 Cent. Favorit ist die Kakerlake mit der Nummer 3. Wer aufs richtige „Pferd" setzt, der kann schon mal bis zu 40 Baht kassieren. Oben Suppe, unten Kakerlaken. Nichts für Europäer. Wie ist das nur möglich? Da die Kakerlaken sich an die Regeln halten? Sie krabbeln nie über die Barrieren, halten immer Kurs auf der Rennstrecke und flitzen wie auf Kommando aufs Ziel los.

Die Stadtverwaltung von Bangkok versprüht in den späten Abendstunden Insektengift gegen die Kakerlaken. Kosailo ist dagegen. Wie können die Stadtväter nur „Rennpferde" vergiften?

Der Junge würde es nicht verstehen, wenn ihm gesagt wird, daß Kakerlaken schwere Krankheiten übertragen. Gelbfieber, Cholera, Hepatitis oder Milzbrand.

In Thailand Kakerlaken-Rennen, in Deutschland sogar ein Kakerlaken-Lied. 'La Cucaracha, la Cucaracha heißt mein bunter Papagei.'

Da fällt mir noch mein Patensohn Christian aus Rumänien ein. Hinter dem Kühlschrank in seiner 1-Zimmer-Wohnung Kakerlaken. Er streut Giftpulver aus. Schon Stunden später war keine Kakerlake mehr zu sehen. Aber auch keine tote. Verschwunden waren die Krabbeltiere. Der Nachbar im Treppenhaus „Komisch – bei mir in der Wohnung sind plötzlich Kakerlaken." „Bei mir nicht" – strahlte Christian ihn an. Dann summte er leise vor sich hin „La Cucaracha, la Cucaracha heißt mein bunter Papagei."

Von wegen Schönschrift

Gelernter Schriftsetzer – aber eine miserable Handschrift. Das paßt eigentlich nicht zusammen. Aber es ist so. Mit handschriftlichen Briefen kann ich nicht glänzen. Dabei freue ich mich immer wieder, wenn ich Briefe bekomme, die noch per Hand geschrieben sind. Meist mit einem Füllfederhalter. Peter Bachér, mein ehemaliger Chef bei BILD AM SONNTAG und HÖRZU, schreibt all seine Briefe per Hand. Stolze 92 Jahre alt – aber eine Handschrift, wie gedruckt.

Wieso meine Handschrift so schlecht ist – ich habe keine Erklärung. Dabei stand in den ersten Schuljahren noch das Fach „Schönschreiben" auf dem Lehrplan. Meistens sind es die älteren Menschen, die eine gute Handschrift haben.

Sehe ich mir meine Schulzeugnisse an – da war fast immer eine Bemerkung über „liederliche" Handschrift. Die anderen Noten waren o.k. Nur mit der Schönschreiberei – das blieb bis heute ein für mich nicht zu gewinnender Kampf.

Einmal wollte ich deswegen ein wenig schummeln. Ich ließ von einem rumänischen Spezialisten eine Computer-Handschrift entwickeln. Das funktioniert wirklich. Computer-Schrift – wie mit Füller per Hand.

So gut und so echt, daß es von echter Handschrift kaum zu unterscheiden ist. Aber dann bekam ich doch ein schlechtes Gewissen. „Beschiß" ist das – sagte ich mir.

So werden meine Briefe weiter per Hand geschrieben werden, und ich tröste mich damit: Es kommt nicht drauf an, wie geschrieben wird, sondern was geschrieben wird.

Ich suche eine Ausrede

Jeden Morgen suche ich nach einer Ausrede. Ich möchte mich drücken. Laufband, Gymnastik, ein wenig Krafttraining. Sechs Tage in der Woche, manchmal auch am Sonntag. Einmal pro Woche all das noch einmal zwei Stunden im Hamburger Marien-Krankenhaus. Gute Ausreden fallen mir aber nicht ein. Deswegen immer wieder „ran an den Feind" ..... und der heißt Parkinson. Seit 7 Jahren. Mit ständiger Müdigkeit fing es an. „Überarbeitet" ..... sagte mein Hausarzt. Ich machte Urlaub. Die Müdigkeit blieb. Ich wechselte den Arzt. Dieselbe Diagnose. Besserung? Von wegen. Deutsche Klinik für Diagnostik in Wiesbaden. Ich besorgte mir einen Termin. Schon nach zwei Minuten „Sie haben Parkinson. Tut mir leid".

Dann noch schlimmer: „In vier Jahren sind Sie Invalide." Uff. Der Tiefschlag saß. Die Arbeit. Wer kann sie fortsetzen?

Ich ging zu dem vermutlich besten „Parkinson-Arzt" Deutschlands an der UNI-Klinik in Kiel, Professor Dr. Günther Deuschl. Sieben Jahre ist das nun her ..... und mir geht es nach wie vor einigermaßen gut. Der gute Deuschl, zu dem ich sofort Vertrauen faßte, tröstete mich „Sie haben nicht Parkinson, Sie haben Parkinson-Söhnchen. Wenn Sie regelmäßig Ihre Medikamente nehmen und den Sport durchhalten – dann können Sie mit der Krankheit alt werden."

Daran denke ich immer, wenn ich jeden Morgen nach einer Ausrede suche: Arbeiten? Natürlich. Es geht weiter – wie immer.

Der „falsche“ Romanow

Ein echter Romanow – Verwandter der russischen Zaren-Dynastie. Behauptete er jedenfalls. Hausmeister einer Schule in Bremen war er. Ich wollte rausbekommen, ob er wirklich zumindest weitläufig mit den Romanows verwandt war. In seinem Wohnzimmer Bilder vom letzten Zaren, Nikolaus II.

Ich fragte ihn nach seinem Geburtsschein. Geboren in Moskau. 1901. Das stimmte. „Haben Sie noch Bilder aus der damaligen Zeit? ..... wollte ich wissen.

Meine Familie mußte 1917 Hals über Kopf aus Rußland flüchten“ – meinte er entschuldigend „wir hatten nur noch das, was wir am Leibe trugen.“

Der Romanow-Hausmeister hatte russischen Akzent. Aber ich will es kurz machen – ich hielt ihn für ein Großmaul, einen Aufschneider, der mit der Zarenfamilie absolut nichts am Hut hatte.

Er muß meine Gedanken gelesen haben, meinte ein wenig bitter: „Ich bin kein zweiter Fall Anastasia“. Er meinte damit eine polnische Landarbeiterin, die sich jahrelang als die jüngste Tochter des Zaren ausgegeben hatte, um an das in London deponierte Vermögen der Romanows zu kommen.

Eigentlich wollte ich über einen echten Romanow berichten. Ich war damals junger Redakteur beim Bremer WESER KURIER. Aber ich glaubte dem Mann nicht. Keine Zeile über ihn.

Jahre später traf ich auf dem Wümmehof in Bremen Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Sohn von Kaiser Wilhelm II. Ich erzählte ihm von meinem Romanow in der Schule.

Prinz Louis Ferdinand, der die Anrede „Kaiserliche Hoheit“ wünschte, hob den rechten Zeigefinger. „Da haben Sie unrecht, junger Mann. Es ist tatsächlich ein echter Romanow. Weitläufig gehört er damit auch zu meiner Familie. Zar Nikolaus war ein Neffe dritten Grades von meinem Vater“.

Ich habe den „falschen“ Romanow später noch einmal besucht. Er erkannte mich sofort wieder. Ich entschuldigte mich bei ihm und versprach, später einmal über meinen Irrtum zu berichten ..... was hiermit getan ist.

Anfahren am Berg

Führerschein. Ich war alles andere als ein guter Fahrschüler, brauchte 32 Stunden Fahr-Unterricht, bis ich zur Prüfung vorgelassen wurde. Rückwärts einparken, Anfahren an einer Steigung. War für mich nicht einfach. 20 Jahre alt und natürlich der Wunsch, einen Führerschein zu haben. Der Fahrlehrer hatte Geduld mit mir, „tröstete" mich mit „Es gibt Schüler, die mehr als 50 Stunden brauchen".

Gut für die Kasse der Fahrschule, böse für die Brieftasche des Fahrschülers. Auch ich war knapp bei Kasse. Bundeswehrsoldat mit magerem Wehrsold. Wenn ich es richtig in Erinnerung habe – es waren so um die 130 D-Mark.

Inzwischen waren aber Kosten von gut 600 Mark angelaufen. Meine Mutter half.

Tag der Prüfung. Vor mir war ein gleichaltriger Junge an der Reihe und ein 18jähriges Mädchen. Sie hatte schon 52 Stunden auf dem Konto. Es hätte für sie nicht schlechter laufen können. Bei rot über die Ampel. Beule beim Einparken. Der Prüfer brach ab. Auch bei dem jungen Mann ging einiges daneben. Rechts abgebogen, direkt entgegengesetzt in eine Einbahnstraße.

Ich wurde immer nervöser. Dann war es so weit. Anfahren und Stoppen an einer Anhöhe. Davon gab es in Tauberbischofsheim, wo ich den Führerschein machte, reichlich. Aber es klappte wie am Schnürchen. Dann einparken. Auch das – perfekt.

„So gute Fahrschüler gibt es nicht oft" ..... sagte der Prüfer. Mein Fahrlehrer blinzelte mir zu. „Danke" sagte ich verlegen.

Das war 1968. Den alten Führerschein von damals habe ich heute noch. Ein inzwischen unansehnlicher, grauer Lappen.

Schlechter Fahrer, guter Fahrer? Begeistern konnte ich mich für das Autofahren nie. Aber ich blieb unfallfrei. Wer sagt's denn .....?

Da ticken die Uhren anders

Ein preisgekrönter junger Filmemacher. Er hatte durch Zufall mein Buch in die Hand bekommen „Ceausescu – der rote Vampir". Darf ich es so unbescheiden sagen? Es ist mein bestes Buch. Unglaubliche Enthüllungen, spannend von der ersten bis zur letzten Zeile. Eine Generalabrechnung mit dem Kommunismus. Dazu die wichtigsten und vorher von kaum einem gesehenen Fotos aus dem privaten Fotoalbum des rumänischen Diktators – bis hin zu Gesprächen mit seiner Schwester und den engsten ehemaligen Mitarbeitern. Selbst der Geheimdienstchef packte bei mir aus, erzählte Einzelheiten von der unglaublichen Dummheit des Ceausescu-Ehepaares – nur an der Macht durch bestialische Brutalität.

Der junge Filmemacher rief mich aufgeregt an, wollte einen Film über das Buch und mich machen. Er – Antikommunist wie ich. Polnischer Abstammung. Er lebte von einem europäischen Stipendium.

Ich sprach gerne mit ihm, war aber skeptisch, daß er solch einen Beitrag bringen kann. Geplant für den deutsch-französischen Fernsehsender arte.

Als er sich bei mir meldete, hatte das Buch bereits mehr als 60.000 Auflage erreicht.

Der junge Mann gab sich viel Mühe. Dann Funkstille. Nach acht Wochen rief er mich an. Ihm war mit der Einstellung seines Stipendiums gedroht worden, wenn er Positives über den „Nazi" Siegerist berichtet. Ich hatte es vorher geahnt. Wäre ich kein erklärter Konservativer – keine Probleme mit Berichten. Aber wir leben im Zeitalter der politischen Korrektheit. Da ticken die Uhren anders.

Das kleine Wunder Birkensaft

Durst hatte ich wie ein trockener Schwamm. Lettland, Anfang der Neunziger nach der Wende. Der Kommunismus hatte nichts Gutes hinterlassen. Die Geschäfte geschlossen – und wenn geöffnet – dann leere Regale. Mit Einars fuhr ich durchs Land, die Heimat meiner Vorfahren väterlicherseits. Durst hatte ich. Aber weit und breit kein geöffnetes Geschäft. Einars: „Kein Problem". Er ging zu einem Bauern und kam mit einem 3-Liter-Kanister zurück. „Birkensaft" sagte er, „frischer Birkensaft". Ich kannte das Getränk nicht. Es schmeckte herrlich, frisch, prickelnd, ein wenig süßlich. Nach dem letzten Bodenfrost ist „Ernte". Der Baum wird etwas angebohrt, ein kleines Röhrchen in das Bohrloch gesteckt und wie bei einem langsam laufenden Wasserhahn geht es „Tropf, tropf, tropf" in eine Flasche oder einen größeren Behälter. Angebohrt werden vor allem Birken, die ein wenig erhöht auf Sand stehen. Da ist der Saft am reinsten. Auf keinen Fall im Morast stehende Birken anbohren. Der Saft schmeckt faulig.

Die Letten schwören auf die Wirkung von Birkensaft, der aber nicht lange gelagert werden kann. Er soll Darmkrebs vorbeugen und den Körper entschlacken und entgiften. Das Bohrloch an der Birke muß wieder mit Holzspänen gefüllt werden – und der Baum braucht bis zum nächsten Anzapfen zwei Ruhejahre. Ratschlag von Birken-Experten: Nur 14 Tage anzapfen – aber nicht mehr als fünf Liter pro Tag.

Mehr bekannt als Birkensaft ist im Westen das „Blut" des Ahorn-Baumes. In den USA ein Renner. Die indianischen Ureinwohner tranken den Saft oder machten Honig daraus. Ahornsaft hilft bei Erkältungskrankheiten, Gelenkschmerzen, Einschlafproblemen und Appetitlosigkeit – angeblich sogar gegen Haarausfall.

Ich habe im Kühlraum meines Hauses in Lettland immer mehrere Kanister Birkenwasser stehen. Zu Eis gefroren und mit Zitrone angereichert. Kommen Besucher aus Deutschland – die probieren immer eine Flasche lettischen Bieres und Birkensaft. Übrigens: Einige Sorten von dem goldenen lettischen Gerstensaft sind noch besser als deutsches Bier. Simpler Grund: Es wird noch nach altem deutschen Rezept gebraut. Keine Chemie. Nur Gerste, Hefe, Wasser, Hopfen und Malz. Keine Massenproduktion.

Ab in die Badewanne

Ich kenne ihn seit Jahren. Ein junger Bettler aus Riga. Am Domplatz, im Zentrum der lettischen Hauptstadt, spricht er Touristen an und bittet um Geld. So um die 25 Jahre ist er alt. Freundliches Gesicht, in lumpige Klamotten gekleidet, verfilzte Haare und Fingernägel so schwarz wie Briketts. Aufdringlich war er nie. Wenn er mich ansprach – ich drückte dem armen Kerl immer 5 Euro in die Hand, und er bedankte sich in deutscher Sprache.

Kurz vor Weihnachten 1993. Ein eisiger Winter in Lettland ..... und er auf der Straße. Ich gab mir einen Ruck, ließ einen nicht so wichtigen Termin platzen und lud ihn zu mir in die Wohnung ein – ganz dicht am Domplatz. Ich ließ heißes Wasser in die Badewanne und schüttete reichlich duftendes Badeöl dazu. Der Junge machte große Augen, fragte ungläubig „Für mich?" Ich nickte und gab ihm zwei große Badelaken. Fast eine Stunde blieb er in der Wanne. „Ich habe noch nie in einer Badewanne gesessen. Toll war das." Der erste Schritt war geschafft. Nun ging ich mit ihm in unser Sorgenbüro. Dort verteilen wir an arme Menschen unter anderem Bekleidung. Das sind keine abgetragenen Sachen, sondern fast immer erstklassige Bekleidungsstücke. Meine Schwester Rita, die damals das Sorgenbüro leitete, kleidete ihn ein. Von Kopf bis Fuß. Danach ging es zum Friseur. Gepflegter Haarschnitt, Reinigung der Fuß- und Fingernägel. Aber was nun? Weiteres Leben auf der Straße? Einziger Unterschied zu früher – neue Bekleidung und gebadet. Nur kein Dach über dem Kopf. Beratung mit meiner Schwester. „Er kann zunächst im Sorgenbüro schlafen. Dort ist es warm, er hat etwas zu essen und kann duschen."

Udis – so heißt mein Bettler-Freund – fühlte sich wie im Paradies. Er arbeitete fleißig mit im Sorgenbüro. Das erste-

mal mußte er nicht betteln, sondern war in der Rolle des Gebenden. Das ging ein knappes Jahr. Dann bat er mich „Joachim, ich möchte einen Beruf lernen." Schnell hatte ich einen Lehrmeister gefunden. Tischler-Lehre. Handwerkliches Geschick hatte er. Das war mir im Sorgenbüro aufgefallen.

Udis lernte drei Jahre, wohnte in einer kleinen 1-Zimmer-Wohnung. Inzwischen ist er verheiratet und hat zwei Kinder, die sieben Jahre alte Anna und den neun Jahre alten Janis. Sein erstes Tischler-Gehalt wollte er dem Sorgenbüro spenden. Ich lehnte ab. Rita nahm mich zur Seite – „Joachim, er konnte noch nie etwas spenden. Er möchte Danke sagen. Du beleidigst ihn, wenn du ablehnst." Rita hatte recht. Udis war glücklich, als ich das Geld annahm und sagte „Damit können wir vielen Menschen helfen". Es waren immerhin 250 Euro – sehr viel Geld in Lettland.

Tropfen auf den heißen Stein der Armut in Lettland? Mag sein. Aber für Udis hat dieser Tropfen das ganze Leben verändert. Ich kann nur immer wieder all den Freunden danken, die mir die Möglichkeit geben, daß ich immer wieder Menschen in Not helfen kann.

Die Grüne Bude

Die grüne Bude war ein Magnet für uns Kinder aus der Steinstraße in Kiel. Salmis waren da zu kaufen, ausgelesene Micky-Maus-Hefte billig zu bekommen. Und die Himbeer-Lutscher am Holzstiel für 2 Pfennig. Auch Pfandflaschen nahm er an. 10 Pfennig Pfand für eine leere Brause- oder Bierflasche von Holsten-Bräu. Die Grüne Bude an der Ecke Holtenauerstraße/Gneisenaustraße – nicht weit vom Metro-Kino – wurde von einem älteren Mann unterhalten. Kriegsinvalide. Ihm fehlte der linke Arm – und das rechte Bein war bis zum Knie amputiert. „In Rußland auf eine Mine gefahren“.....sagte er mir. Seine Frau und die zwei Söhne waren bei einem der vielen Bombenangriffe auf Kiel ums Leben gekommen. Verschüttet in einem zusammengebrochenen Keller. Meyerdierks hieß er. „Aber du darfst Onkel Hermann zu mir sagen“ ..... hatte er mir angeboten. Hermann Meyerdierks konnte mich gut leiden. Er gab mir die Salmis und Micky Mäuse meistens umsonst oder für den halben Preis.

Es gab auch Kinder, die ihn beklauten. Eins, zwei, drei – eine Salmi-Tüte in die Hosentasche. Aber Hermann Meyerdierk hatte seine Augen überall. Klauer bekamen Grüne-Bude-Verbot. Das war eine strenge Strafe. Ich konnte mir als Achtjähriger ein Leben ohne Grüne Bude und den alten Meyerdierks gar nicht vorstellen. Im Fach Rechnen war ich in der Schule ein – ich gebe es zu – eine Niete. Meyerdierks half mir bei den Rechenhausaufgaben und gab mir in der Grünen Bude Probeaufgaben, die ich lösen mußte. Das brachte mir im Zeugnis nach einem Jahr zumindest ein „Ausreichend“ ein.

Das große Geschäft im ganzen Jahr machte Meyerdierks zu Weihnachten. Dann verkaufte er Christbäume. Einen Baum reservierte er immer für mich. Nicht unbedingt den

schönsten. Aber mein ältester Bruder Manfred bohrte einige Löcher in den Stamm und versetzte Äste. So wurde aus der Baum-Krücke doch noch ein ansehnlicher Weihnachtsbaum, der mit dem damals üblichen Lametta, Kerzen, Kugeln und Pustebacken-Rauschgoldengeln ganz einfach prächtig aussah. Ich hatte auf der Straße das Wort „Bomfurzionös“ aufgegabelt und erzählte allen Kindern „Unser Weihnachtsbaum vom Hermann Meyerdierks ist einfach „bomfurzionös“.

Irgendwann im Mai war die Grüne Bude plötzlich geschlossen. Ohne Vorankündigung. Dicht. Nach einer Woche ein Schild an der Grünen Bude „Wegen Todesfall geschlossen“.

14 Tage später wurde die Grüne Bude abgerissen.

Heute ist dort ein Parkplatz für Fahrräder. Bin ich in Kiel, zieht es mich automatisch zu diesem Platz – und dann denke ich an Hermann Meyerdierks und die Grüne Bude.

Ach, der Herr Presseoffizier

Die Abschaffung der Wehrpflicht war ein schwerer Fehler. Sie hat der Bundeswehr und damit unserer Verteidigungs-Bereitschaft geschadet. Es mag keiner aussprechen – aber es ist so: Diejenigen, die sich heute um einen Bundeswehr-Job bewerben, sind nicht immer die besten. 1968 war ich beim Bund. Damals waren die Einheiten bunt gemischt. Abiturienten, Handwerker – aber auch einfache Hilfsarbeiter. Die Mischung war gut, die Kameradschaft auch. Bei der Musterung wurden wir gefragt, wo wir am liebsten dienen möchten. Ich wollte unbedingt Sanitäter werden, hatte die Idee im Kopf „Soldat ja – aber nicht auf Menschen schießen". Damals hatte ich noch keine Ahnung, daß ein Sanitäter manchmal zum Schutz von Verwundeten auch von seiner Schießwaffe Gebrauch machen muß. Ich war damals wohl so etwas wie ein Pazifist in Uniform. Nur beim Bund dienen – das wollte ich unbedingt. Damals gab es noch keine „politische Korrektheit". Ein Glück für mich. Hauptmann Edgar Mohr, mein Chef, entschied „Siegerist, Du machst in der Kompanie die staatsbürgerliche Bildung." Heute unvorstellbar. Ein „Rechter", der Soldaten unterrichtet. Aus der staatsbürgerlichen Bildung wurde bald eine Art Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Ich berichtete in kurzen Artikeln im Lokalblatt Fränkische Nachrichten aus der Tauber-Franken-Kaserne. Sieben Pfennig pro Zeile bekam ich von der ZEITUNG als Honorar gezahlt. Bei dem knappen Wehrsold verführte das zu langatmigen Berichten und schließlich einer Rüge des Lokalchefs „Was Sie in 100 Zeilen schreiben – das paßt auch gut in 40."

Eine eigene Zeitung für die Kaserne schwebte mir vor ..... und schließlich sagte Hauptmann Mohr ja. UNSER BLATT taufte ich das 12 Seiten starke Blättchen. Eine Druckerei war schnell gefunden – aber woher das Geld für

den Druck nehmen? „Ich besorge Anzeigen“ schlug ich vor. Hauptmann Mohr lächelte freundlich und meinte nur „Das wird nicht klappen, Siegerist“ – doch er ließ mich gewähren. Er unterschätzte meinen Eifer. In Uniform ging ich in dem 6000-Seelen-Ort Lauda ins Schlachtergeschäft, in die Friseurläden, die Disco, den Maurer- und Malermeister ..... und so gut wie keiner sagte Nein. Das Anzeigenaufkommen deckte die Unkosten des Drucks reichlich. Einmal pro Monat erschien UNSER BLATT.

Dann ein plötzliches Aus. Grund: Die übergeordnete Divisions-Zeitung bekam so gut wie keine Anzeigen mehr aus Lauda – und das konnte nicht gutgehen. Wir mußten die Segel streichen.

Freunde von mir, die zur gleichen Zeit beim Bund dienten – die hatte ich vorher noch in die Redaktion geholt. Sie wurden später erfolgreiche Journalisten. Dr. Gerhard Hofmann zum Beispiel, RTL-Chefreporter, oder Bernhard Turowski, Sprecher des niedersächsischen Sozialministeriums. Und ohne mein gutes UNSER BLATT hätte ich vermutlich keinen Ausbildungsplatz als Journalist bei der Norddeutschen Volkszeitung in Bremen bekommen. Noch heute fahre ich hin und wieder in das klein verträumt wirkende Lauda. Und es gibt immer noch einige, die mich freundlich begrüßen „Ach, der Herr Presseoffizier“. Der Herr Presseoffizier war aber nur ein kleiner Gefreiter.

Ein riesiger Wasserkopf

Das werde ich nie vergessen. 20 Jahre war ich alt. Luftwaffensoldat in einer Sanitätseinheit bei Würzburg (Lauda). Wir besuchten mit der ganzen Kompanie Ursberg, ein Heim für körperlich und geistig behinderte Kinder. Betreut von katholischen Ordensschwestern. Rund 2000 D-Mark hatten wir zuvor an Spenden gesammelt. Ein Tropfen auf den heißen Stein bei 900 Bewohnern. Aber der gute Wille allein war mehr wert. Wir waren ja nur Wehrpflichtige mit geringem Wehrsold.

Franziskaner-Schwestern betreuten die Bewohner. Eine alte Schwester führte uns durch die Räume, blieb an einem Bett stehen. Ein 16 Jahre altes Mädchen im Bett. Wasserkopf und Körper eines vielleicht acht Jahre alten Kindes. Ich war geschockt, hatte so etwas nie gesehen. Ein riesiger Kopf. Zärtlich streichelte die Schwester dem Kind die Wangen. Ein Lächeln des armen Menschleins ging über das Gesicht.

Noch mehr unter die Haut ging mir eine Abteilung mit Kleinkindern. Ein siebenjähriger Junge klammerte sich fest an mich – schrie und weinte als eine Schwester ihn von mir löste.

Ist so ein Leben lebenswert? Im III. Reich hieß es NEIN. 199 Kinder aus Ursberg wurden in Tötungsanstalten vergast, 180 weitere starben an Hungerkost oder Todesspritzen. Schwestern, die sich schützend vor die Kinder stellten, wurden gleich mitgenommen.

Das Kind mit dem Wasserkopf. Das Lächeln im Gesicht. Hunderte von anderen Kindern, die spielen, lachen und fröhlich sind. Seit 1884 hat das Heim Tausenden von behinderten Kindern ein menschenwürdiges Leben ermög-

licht. Welcher Mensch hat das Recht, zu sagen „Du darfst leben und Du nicht“?

In meinem Bekanntenkreis habe ich Eltern mit behinderten Kindern. Fast immer lieben sie diese Kinder ganz besonders. Ich habe einen Bruder, mit dem ich mich früher nicht besonders gut verstand. Seine Frau wurde schwanger. Viertes Kind. Drei Kinder kerngesund und intelligent. Bei der erneuten Schwangerschaft sagten die Ärzte: „Das Kind wird behindert sein. Wir können die Schwangerschaft unterbrechen.“ Mein Bruder und seine Frau dachten drei Tage nach und entschieden dann „Wo drei gesunde Kinder leben, ist auch Platz für ein viertes, auch wenn es behindert ist.“

Das Kind kam tot zur Welt. Aber seit dieser Zeit sehe ich meinen Bruder mit anderen Augen. Wir verstehen uns bestens.

Das größte Problem bei behinderten Kindern ist bei allen betroffenen Eltern die bange Frage „Was wird mit dem Kind, wenn wir nicht mehr da sind?“ Ein Glück, daß es nach wie vor Häuser gibt – wie die in Ursberg.

Lang lebe die Zeitung

Fernsehen – rund um die Uhr. 24 Stunden Sendezeit. „Normal". Alle 30 Minuten Nachrichten auf etlichen Programmen. Kommt da unsere gute alte Zeitung – die gedruckte – nicht früher oder später unter die Räder?

Ich habe mich lange gegen die Anschaffung eines modernen „Handys" gewehrt. Sie wissen schon – diese transportablen Dinger, mit denen man Nachrichten versenden und empfangen kann – mit bewegten Bildern – und zugleich ideale Kamera, die gestochen scharfe Fotos macht. Ich blieb meinem alten, eigentlich scheußlichen – Handy treu – dem „Knochen". Telefonieren und Telefonate empfangen. Mehr nicht möglich. Irgendwann war der komische Vogel weg. Verschwunden. Mit über 70 hat man das „Recht", etwas zu verlegen, und zu vergessen, wohin man es gepackt hat.

Und die jungen Mitarbeiter im Büro grinsten nur so vor sich hin. Ich ahnte etwas. Und richtig. Murat rückte mit der Wahrheit heraus: „Joachim, wir haben den alten Knochen entsorgt. Ein Museum wollte ihn nicht haben – nur die Müllabfuhr."

Gleich zum Trost hinterher: „Wir haben schon ein neues für dich besorgt. Modern – mit allem drum und dran."

Protestieren hätte mir meinen guten, alten Knochen auch nicht wieder zurückgebracht. Klappe halten und dran gewöhnen. Und das ging schnell. Ich gebe zu – so ein modernes Handy hat schon seine Vorteile. Informationen bekomme ich in Sekundenschnelle. Früher mußte ich zu Terminen für unser DEUTSCHLAND-Magazin immer einen Fotografen mitnehmen. Nicht mehr notwendig. Mit dem modernen Handy kann jeder gute Fotos machen.

Fernsehen, Internet & Co. machen es den gedruckten Medien schwer. Die Auflagen sinken ständig. Trotzdem – ich möchte meine Zeitungen nicht missen. Am Nachmittag möchte ich meine BILD, WELT oder FAZ Seite für Seite lesen, umblättern, mich über Kommentare freuen – oder ärgern. Das kann ich nur mit meiner geliebten Gedruckten. Ich nutze inzwischen gern mein neues Handy – aber alte Liebe rostet nicht. Lang lebe die Zeitung!

Mit 92 arbeitete „Mudder“ Damian bei uns im Büro

Seit einigen Monaten habe ich eine neue Sekretärin. 74 Jahre alt. Eine Nachfolgerin von Elfi Damian, die bis 92 im Büro arbeitete. Ältere Sekretärinnen sind mir lieber als junge. Ganz andere Lebenserfahrung. Wir haben uns im Büro immer über unsere „Mudder“ Damian amüsiert, wenn einige Anrufer über ihr Alter klagten. „Sie sind doch noch ein junger Hüpfer“ – antwortete sie über 70jährigen, wenn die über ihre Wehwehchen klagten.

Alle älteren Sekretärinnen, die ich hatte, waren eigentlich keine Sekretärinnen im üblichen Sinne. Meine Briefe schreibe ich selber – und ein Vorzimmer gibt es bei uns nicht.

Politische Beraterin, Organisatorin und für viele Freunde der Konservativen auch einfach nur Zuhörerin. Da ist ein Mensch, der Geduld hat und die Besucher oder Anrufer nicht einfach abschiebt – nach dem Motto „Wir melden uns später“.

Die „Neue“ kenne ich seit rund 40 Jahren. Sie war mit mir im Axel-Springer-Verlag tätig. Wir kennen uns also schon ein halbes Leben.

Sie ist Mutter und Großmutter, ging mit 70 in Rente. Sie wohnt in Hamburg, hat aber ein Häuschen an der Ostsee. Als ich sie wegen des Sekretärinnen-Jobs ansprach, strahlte sie. Das Nur-Rentnerin-Dasein – das war für sie nichts.

Ich habe jedenfalls beste Erfahrungen mit älteren Sekretärinnen gemacht. Und im Büro stimmt die „Mischung“. Murat, unser Büroleiter 46 Jahre jung – und Timo – gerade einmal 33.

Millionen von Rentnern würden gern arbeiten – aus finanziellen Gründen oder weil sie noch nicht zum alten Eisen gehören möchten.

Ich kenne etliche Unternehmer, die ganz bevorzugt ältere Menschen anstellen. Von der Erfahrung der Älteren profitieren die jungen. O.K. – 92 – so eine wie „Mudder" Damian – die gibt es wohl nur einmal. Wer kann in dem Alter noch den ganzen Tag im Büro arbeiten? Aber 70 oder älter – warum nicht? Mit knapp 73 Jahren bin ich ja auch nicht mehr taufrisch.

Von der Kampfhenne zur zahmen Glucke?

Der ultralinke Ministerpräsident von Thüringen fordert die Abschaffung der deutschen Nationalhymne, will stattdessen einen Text von Berthold Brecht. Beim Singen der Nationalhymne muß er immer an Nazi-Aufmärsche denken ..... sagt er.

Ein Grüner in einem Gespräch „Deutschland verrecke". Da wirkt die schrille, grüne Kampfhenne Claudia Roth ja fast harmlos.

Mit an der Spitze der Deutschen-Hasser steht – wen wundert es? – natürlich Jürgen Trittin. „Deutschland ist ein in allen Gesellschaftsschichten und Generationen rassistisch infiziertes Land."

Der angeblich so bürgerlich und tolerante Robert Habeck, Bundesvorsitzender der Grünen: „Vaterlandsliebe fand ich stets zum Kotzen. Ich wußte mit Deutschland nichts anzufangen, und ich weiß es bis heute nicht." Die Grüne Jugend forderte sogar „Die Auflösung Deutschlands".

Wen wundert es, daß solche Sprüche echte Rechtsradikale auf den Plan rufen und starkmachen? Grün als Geburtshelfer von kleinen Adolf-Nachfolgern.

Oft trösten wir uns damit: Die Grünen werden vernünftig, wenn sie erst in Amt und Würden sind. Das mochte auf Joschka Fischer noch zutreffen. Claudia Roth ist Bundestags-Vizepräsidentin. Haben Sie den Eindruck, daß die Kampfhenne sich in eine zahme Glucke verwandelt hat? Eine Frau ohne Ausbildung und Beruf – sie nannte sich „Managerin einer Musik-Band" sitzt in einem hohen Staatsamt. Allein das ist schon ein Skandal. Berufslose Ver-

sagerin – die Deutschland repräsentiert. Auf der anderen Seite wird der AfD das ihr rechtlich zustehende Amt eines Bundestags-Vizepräsidenten wiederholt verweigert, obwohl es sich bei den Kandidaten um unbescholtene und akademisch ausgebildete Spitzenkräfte handelt.

Wie kann ich – in welcher politischen Funktion auch immer – Deutschland dienen, wenn ich das Land abgrundtief hasse?

Ich kann mich nicht in die Gedankenwelt von politischen Radikalinskis versetzen. Das gilt für links wie rechts. Auf der rechten Seite traf ich einmal in Berlin Horst Mahler, früher RAF-Anhänger, heute inhaftierter NS-Sympathisant. Sein Vater war Nazi. War es Protest gegen seinen Vater, daß er Linksradikaler wurde? Dann der Purzelbaum. Holocaust? Wo gab es den denn? Gestern linksradikal – heute rechtsradikal. Dabei ist Mahler ein hoch-intelligenter und im persönlichen Gespräch angenehm wirkender Mann. Vermutlich wurde er deswegen bei einigen früheren Prozessen auch von Gerhard Schröder verteidigt, dem späteren Bundeskanzler.

Ich frage mich oft „Wie kommt es, daß in wirtschaftlich guten Zeiten sich so viele linke und rechtsaußen agierende Radikalinskis auf unseren Straßen tummeln?“ Haben Sie dafür eine Erklärung?

Ein Pudel als General

Damit wir uns nicht falsch verstehen – ich bin ein großer Tierfreund, war in jungen Jahren Vorstandsmitglied in einem Tierschutzverein. Ich kann aber nicht begreifen, daß Hunde oder Katzen für nicht viele Menschen wichtiger sind als Kinder, alte Menschen oder Pflegebedürftige. Während in Altenheimen die Pfennige zusammengekratzt werden müssen, gibt es örtliche Tierschutzvereine, die im Geld schwimmen. Millionen-Beträge auf den Konten haben, Wohnungen, Häuser, Aktien und Edelmetalle erben. Modezar Karl Lagerfeld hinterließ ein Vermögen von rund 400 Millionen Euro.

Eine zentrale Rolle im Testament spielt seine Katze Choupette. Sie bekommt eine „Adoptivmutter". Die erbt eine Traumvilla mit Apanage, um den luxuriösen Lebensstil von Choupette aufrechtzuerhalten. Allerdings muß dazu gesagt werden, daß die Katze inzwischen selbst ein Star ist und eine eingetragene Marke, die jährlich durch Vermarktung etwa 1,4 Millionen Euro einbringt. Die leiblichen Verwandten des am 19. Februar 2019 im Alter von 85 Jahren Verstorbenen gehen leer aus.

Friedrich der Große nahm seine beiden Windhunde mit in sein Grab.

Hunde können für uns Menschen ein unglaublich wichtiger Partner sein.

Sie verhindern Einsamkeit und Depressionen. Meine Mutter lebte im Alter allein. Ihre Berner Sennhündin Anja war für sie eines der wichtigsten Lebewesen. Als sie im Sterben lag, da bat sie mich, für Anja zu sorgen, was für mich selbstverständlich war. Tierliebe – ganz großartig. Aber Tiere sind Tiere und keine Menschen.

Das noch zum Schluß: Der neue König von Thailand ernannte seinen Pudel Fufo zum General der Luftwaffe. Bekleidet in Abendgarderobe sprang er bei einer Gala auf den Tisch und trank aus den Gläsern der Gäste.

Seine Jungs brauchen ihn

Er ist 87 Jahre alt, seine Frau drei Jahre jünger – und er sagt mir „Ich muß noch mindestens 10 Jahre leben, darf nicht früher sterben, weil es sonst niemanden gibt, der sich um meine Enkel kümmert."

Seine einzige Tochter, die Mutter der beiden Enkelkinder, ist Trinkerin, obendrein arbeitsscheu. Zwei Kinder kamen ungewollt zur Welt. Zwillinge. Der Vater trennte sich nach der Geburt von der Mutter. Er hat sich auch nie wieder gemeldet. Auf und davon. Keiner weiß, wo er steckt.

Der Großvater kümmert sich rührend um seine Enkel. Er geht mit ihnen zum Sport, liest ihnen aus Büchern vor, kümmert sich um ihre Hausaufgaben und achtet darauf, daß die zwei keine falschen Freunde haben. 87 Jahre – aber körperlich und geistig noch „voll drauf".

Anfang der Woche kam die Mutter zu mir ins Büro. Geld wollte sie – 300 Euro. „Die Jungs brauchen neue Klamotten" ..... Natürlich gab ich ihr keinen Pfennig. Sie brauchte das Geld für Schnaps-Nachschub. „Meine armen Kinder" – jammerte sie. „Ich hab sie doch so gern". Wenig freundlich beförderte ich sie aus unserem Büro. „Mistkerl" – schimpfte sie – „kein Herz für Kinder".

Vor einigen Tagen besuchten mich die Zwillinge zu Hause. Einer von ihnen weinte. Seine Mutter war betrunken in die Schule gekommen und hatte den Lehrer beschimpft, weil die Jungs angeblich nicht genug lernen. Die Klassenkameraden bekamen es mit. Die 14 Jahre alten Zwillinge schämten sich in Grund und Boden.

Ich bat ihren Lehrer, in der Klasse über das Problem Alkohol zu sprechen. Er machte es. Seitdem werden die Zwillinge nicht mehr von Klassenkameraden verspottet.

87 Jahre alt ist der Großvater. Lieber Gott – bitte, schenke ihm noch einige Jahre. Seine Jungs brauchen ihn.

Die verflixte erste Strophe

Ich mache es so – kann ich nicht schlafen – dann schalte ich den Fernseher an. Halbe Stunde vor der Glotze, und ich werde müde, schlafe schnell ein. Fernsehen als Schlafpille. Flimmerkiste die ganze Nacht. Heute selbstverständlich. In den Achtzigern überhaupt nicht. Das 24-Stunden-Programm war noch Utopie. Um Mitternacht war Schluß. Nur noch Flimmern oder ein Schaubild. Das war's.

Die Idee kam von Gerhard Löwenthal. Wenn schon um Mitternacht Schluß – dann mit der Nationalhymne das Programm beenden. Ungeteilte Zustimmung bei fast allen. Nur einige Grüne schimpften über „Nationalismus im Fernsehen".

Die Deutschen haben sich mit ihrer Hymne schon immer schwer getan. Am meisten Ärger gab es mit „Deutschland, Deutschland über alles." Dabei hatte der gute Hoffmann von Fallersleben damit keinen nationalen Hochmut gemeint. Er wollte nur ein Zeichen für eine deutsche Einheit setzen. Deutschland war damals in Dutzende von Fürstentümern aufgeteilt. Deutschland über alles – das hieß für ihn „Macht Schluß mit dem Flickenteppich. Schafft ein einiges Deutschland."

Der Mißbrauch der ersten Strophe durch die Nazis brachte die Hymne in Verruf.

Abenteuerliche Verrenkungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Es ist kein Witz – aber damals sang man statt der Hymne sogar das Lied „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien."

Schließlich einigten sich Theodor Heuss und Konrad Adenauer so:

Die deutsche Nationalhymne besteht aus drei Strophen. Bei offiziellen Anlässen wird aber lediglich die dritte Strophe gesungen. Einigkeit und Recht und Freiheit.

Es gibt nach wie vor Deutsche, die alle drei Strophen singen. Ich finde es heute nicht mehr zeitgemäß, wenn in der zweiten Strophe von deutschem Wein und deutschen Frauen gesungen wird. Aber die Geschmäcker sind verschieden. Ein Nazi muß aber nicht sein, wer nach wie vor alle drei Strophen singt.

Die Deutschen Konservativen haben die Nationalhymne mit allen drei Strophen in millionenfacher Auflage als CD produziert und das Original des Hoffmann-von-Fallersleben-Textes als Edel-Druck veröffentlicht.

Wir müssen unsere Hymne und unsere Geschichte nicht verstecken. Deutschland, das ist mehr als 12 Jahre NS-Diktatur.

Ich liebe Deutschland

Ich habe viel von der Welt gesehen. Asien, Afrika, Amerika von Nord bis Süd, Rußland. Nur Australien und Neuseeland – da war ich noch nicht. In meinem Beruf als Journalist – Weltreisender. San Franzisko, New York, Bangkok und Santiago de Chile. Großartig. Die schönsten Städte der Welt? Für mich: Rom, Jerusalem und San Franzisko. Inzwischen habe ich die 70 Lenze überschritten, muß nicht mehr als Dauer-Reisender aus dem Koffer leben und häufiger in Hotelbetten schlafen als im eigenen.

Ja – am schönsten finde ich diese drei Städte. Aber leben möchte ich nur in Deutschland. Jerusalem ist mir am meisten unter die Haut gegangen. Eine Stadt wie ein Geschichtsbuch. Ich kann keine schwülstigen oder zu klerikal klingenden Äußerungen leiden – aber ich sage diesen Satz mit voller Überzeugung: Nirgendwo fühlte ich mich Christus näher als in Jerusalem. Die Grabeskapelle, nur einen Steinwurf entfernt von der Stelle, wo das Kreuz stand – ein Gebet, das war für mich wie ein Gespräch mit dem Heiland. In dem engen Raum ein orthodoxer Priester. Wenig freundlich. Ziemlich ruppig sagt er nach 30 Sekunden: „Es warten noch andere“. Am liebsten hätte ich ihn angefaucht. Ich stellte mich noch einmal am Ende der Schlange an. Der Orthodoxe merkte es wohl, ließ mir diesmal aber eine volle Minute Zeit.

Zurück nach Deutschland. Ein Leben im Ausland kann ich mir nicht vorstellen. Die Strände in Thailand sind traumhaft schön. Aber Sylt ist Sylt. Ein Spaziergang am Ellenbogen – das ist schöner. Die Alpen. Wie oft habe ich schon auf der Neuner-Alm in Grainau auf einem Hochsitz am Fuße der Zugspitze gesessen. Bamberg, Rothenburg ob der Tauber, Quedlinburg. Das möchte ich auch gegen San Franzisko nicht tauschen.

Ja – die Welt durfte ich bereisen. Aber nirgendwo finde ich es schöner als in Europa. Vor allem in Deutschland. Ich liebe Deutschland.

Da gab es die falschen „Fuffziger“

Kennen Sie das auch? Enttäuschung über angeblich „beste Freunde“? Ich kann ein Lied davon singen – vielleicht nicht ganz ohne eigenes Verschulden. Ich versuche, in einem Menschen erst einmal das Gute zu sehen, blende die Negativ-Seiten zu schnell aus.

Lassen Sie mich einige Beispiele nennen. An erster Stelle steht bei mir auf der Negativ-Seite Manfred Kanther. Nachfolger von Alfred Dregger als Chef der Hessen-CDU und Bundesinnenminister. Ich hatte ihm in den Siebzigern massiv in einem Wahlkampf geholfen. Betreuung der hessischen Wahlkreise, in der die Union schwach auf der Brust war. Die Hilfe brachte nachweislich etwas. Überall dort, wo ich mit meiner Mini-Mannschaft gearbeitet hatte, gab es ein Stimmenplus von 2 bis 3 Prozent.

Die Betreuung: Auf den jeweiligen Kandidaten zugeschnittene Wahlkampf-Zeitungen. Rund 25 Kreise. Das war für mich Schwerstarbeit. Fast täglich kam ich vor Mitternacht nicht aus dem Büro in der Wiesbadener Rheinallee. Kosten hatte die CDU keine. Das Geld für den Druck hatte mir mein Freund Hellwege vom CDU-Wirtschaftsrat gegeben. Meine Bezahlung regelte Axel Springer. Alfred Dregger war ein Herr. Er bedankte sich nach der Wahl – besonders bei meinem Fotografen Uwe Hempen. „Sie sind der einzige Fotograf, der mir nicht auf den Wecker gefallen ist“ – schrieb er Uwe.

Kanthers „Dank“: Anfang der Neunziger setzte er Die Deutschen Konservativen in den Verfassungsschutzbericht. Mit Unwahrheiten. Hetzerische Reden sollte ich als Abgeordneter des litauischen Parlaments in Polen gehalten haben. Aber ich war nie in Polen, gehörte auch nicht dem litauischen Parlament an, sondern dem lettischen. Auf

meinen wütenden Protest hin wurde der Blödsinn entfernt. Ich erinnerte Kanther daran, daß sein eigener Sohn bei Aktionen der Konservativen Jugend mitgemacht hatte. Es kam eine billige Rache. Er versuchte, auf Prinz Wittgenstein einzuwirken, unseren stellvertretenden Ehrenpräsidenten und hessischen CDU-Schatzmeister: „Helfen Sie Siegerist nicht finanziell". Der Prinz gab keine Antwort, den Konservativen aber weiter alle drei Monate 30.000 D-Mark.

Da gab es die Sekretärin, die klaute, den Mitarbeiter, der gern an meiner Stelle BILD-Chef in Bremen geworden wäre und mich hinter dem Rücken versuchte, schlechtzumachen, der „Freund", der aus meiner Wohnung Schmuck stahl, den ich für meine Mutter gekauft hatte. Ich kann die Reihe fortsetzen. Aber was bringt es? Dagegen stehen Dutzende von lieben Menschen, auf die ich mich – auch in schlechten Zeiten – verlassen kann. Vom einstigen Waisenjungen, der mit meiner Hilfe Karriere als Goldschmied machte, vom katholischen Bischof aus dem lettischen Jelgava oder bis hin zu Pfarrer Winfried Pietrek, der für seinen Glauben sein Leben geben würde.

Und auf keinen Fall vergessen möchte ich meinen alten Freund Miervaldis Vanags. Ihn habe ich wirklich ins Herz geschlossen. Er übersetzte eines meiner Bücher in die lettische Sprache und verteidigte den angeblichen Populisten Siegerist gegen Angriffe von links bis rechts. Ein guter Freund zählt mehr als 20 falsche „Fuffziger".

Kieler Sprotten – brüderlich geteilt

Es sollte eine wunderbare Erinnerungs-Reise in die Vergangenheit werden – und was wurde es? Eine erbärmliche Hunger-Tour. Auf dem Reiseplan stand ein Wochenende in Kiel. Von Bremen aus. Mein Berufsschul-Kamerad Manfred Reuß und ich. In der Jugendherberge wollten wir schlafen. Dafür reichte das knappe Geld von zwei Schriftsetzer-Lehrlingen. 73 Mark gab es im ersten Lehrjahr. Wir waren von Kiel nach Bremen umgezogen – aber mein Herz hing immer noch an der Fördestadt, wo wir bis 1958 gewohnt hatten. Pech für uns: Die Jugendherberge war rappelvoll. „Mir macht es nichts aus, auf einer Parkbank zu schlafen“ – sagte ich mutig. Wir haben Juli, und es ist warm genug. Mein Freund Manfred war darüber nicht glücklich. „Wenn wir alles zusammenkratzen, dann können wir uns auch eine Pension leisten“ lenkte ich ein. 25 Mark hatten wir noch in der Tasche. Es reichte für eine Absteige am Hauptbahnhof. Ohne Frühstück. „Mal geht das auch ohne“. 17 Jahre. Da hat man Hunger. Die rettende Idee: Wir besuchen Bekannte. Vielleicht geben die uns etwas zu essen“.

Sehr erfolgreich war die Besuchstour nicht. Drei Bekannte waren nicht zuhause. Beim vierten Versuch wurde der Frühstückstisch gerade abgeräumt ..... und uns war es peinlich, um einen Bissen zu bitten. Billig-Bahn-Ticket. Wir waren an die Zeit gebunden.

9 Uhr. Noch gut acht Stunden bis zur Rückreise – und der Magen hängt in den Kniekehlen. Sonntag. Alle Geschäfte zu. Hätte ein Lebensmittelladen geöffnet ..... ich wäre in Versuchung gekommen, etwas Eßbares zu klauen.

Ganze 65 Pfennig – wenn wir alles zusammenkratzen. Da ein Lebensmittel-Automat. Das billigste – eine kleine Dose

Kieler Sprotten. 50 Pfennig. Sechs winzige Kieler Sprotten im Döschen. Wir teilten sie uns brüderlich. Gegen 19 Uhr wieder zuhause in Bremen. Ich machte mir gleich vier Spiegeleier mit Bratkartoffeln. Selten hat mir das Essen so gut geschmeckt. Nur einen Tag Hunger. Es gibt Millionen von Menschen, die ein ganzes Leben hungern müssen.

Die verwöhnte Tochter

Das Mädchen tut mir leid. Sie ist schön, aber dumm. Für sie zählt nur Äußeres. Teure Marken-Kleidung, Schuhe nicht unter 500 Euro das Paar. Gürtel und Kleider von Cartier, Tücher von der Edelfirma Hermes. Eines so um die 400 Euro.

Ihre Eltern sind grundsolide, sind beide als Gartenbaumeister selbständig. Gute Freunde von mir. Die 23jährige Tochter ist ihr einziges Kind. „Sie können keine Kinder bekommen" – hatten die Ärzte der Frau gesagt. Die Diagnose war falsch. Mit 45 Jahren wurde meine Bekannte schwanger, war überglücklich. Das Kind wurde von Anfang an verwöhnt. Die feinsten Kleider im Kindergarten, dann in der Schule. Einen Mittelschulabschluß schaffte die Tochter mit Ach und Krach. Die Lehre als kaufmännische Angestellte brach sie ab.

Jetzt hat sie einen großen Wunsch – wörtlich „Der größte Wunsch meines Lebens". Sie will sich die Lippen bei einem Schönheits-Chirurgen aufspritzen, den Busen vergrößern lassen. 23 Jahre! Sie setzt die Eltern unter Druck – „Wenn ihr mir das Geld für den Eingriff nicht gebt, dann ziehe ich aus." Verzweifelt erzählte mir die Mutter von dieser Erpressung. Ich konnte nicht anders als zu sagen: „Dann laß sie gehen. Ohne Eure Hilfe kommt sie schnell auf den Boden der Realität zurück." Papa und Mama berieten ..... und zahlten. Aufgespritzte Lippen, vergrößerte Brüste.

Danach brauchte das arme Kind erst einmal Urlaub. Vier Wochen Capri.

Irgendwann konnte ich die Geschichten über die Tochter nicht mehr ertragen. Ich habe den Kontakt abgebrochen.

Die Kindes-Mörderin

Ich erwartete ein Monster, eine Kinderquälerin. Ihre Gerichtsakte war furchtbar zu lesen. Sie hatte ihren zweijährigen Sohn grün und blau geprügelt, mit brennenden Zigarettenkippen gequält und schließlich nackt auf eine glühende Herdplatte gesetzt. Irgendwann konnte der kleine Körper mit etlichen gebrochenen Knochen nicht mehr. Der kleine Junge starb erbärmlich. Junger Chefreporter der HÖRZU war ich, schrieb eine Serie über Kindesmißhandlung. Ich bekam eine Besuchserlaubnis für das Berliner Frauengefängnis, in dem sie einsaß.

Ein zartes Persönchen. Keine 1,60 Meter groß, dunkle, glatt nach hinten gekämmte Haare. Ich würde lügen, wenn ich sage, daß sie einen abstoßenden Eindruck machte. Eher hilflos wirkte sie, war extrem aufgeregt. Der erste Besuch seit vier Jahren im Gefängnis. Eine Bedingung hatte sie für das Gespräch gestellt: Ihre beste Freundin aus dem Gefängnis sollte dabeisein. „Das ist der einzige Mensch, dem ich voll vertraue" – sagte sie. Mit belanglosen Gesprächen über die Gefängniskost und das Wetter tastete ich mich langsam vor. Schon nach wenigen Sätzen war klar – die Frau ist hochgradig dumm. „Was willst du über meinen Sohn wissen? – fragte sie plötzlich unvermittelt. „Ich habe ihn geliebt, wollte ihm eine gute Erziehung geben. Vielleicht war ich manchmal ein wenig zu streng." Ich zog die Fotos des toten Kindes aus meiner Tasche, fragte „Nur ein wenig zu streng?" – „Pack die weg, die Bilder, steck sie ein. Ich will sie nicht sehen."

„Träumst du von deinem Sohn?" – meine Antwort. „Nein. Warum auch. Ihm geht es jetzt bestimmt besser als mir".

Zwei Stunden spreche ich mit ihr. Kein Wort des Bedauerns. Mitleid? NULL. Als die zwei Stunden um sind,

kommt eine Aufseherin, beendet das Gespräch. „Einen Moment noch“ – bittet die „Mutter“: „Wissen Sie, was ich mir wünsche“? Wenn ich entlassen werde – dann möchte ich wieder ein Kind haben.“

„Es gibt keinen schöneren Beruf"

Journalisten sind schon ein seltsames Völkchen. Da gibt es die unterschiedlichsten Typen. Eine große Zahl ..... abgebrochenes Studium, die Liebe zum Journalismus war größer als das eigentlich bis zum Schluß vorgesehene Medizin- oder Jura-Studium. Gerhard Löwenthal, unvergessenes ZDF-Schlachtroß zum Beispiel. Der wollte Arzt werden, studierte Medizin. Sechs Semester. Dann kam der RIAS Berlin, und Löwenthal war weg von der Medizin.

Ich hatte als Redaktions-Volontär einen Chef, der die Journalisten-Krankheit „Prominenten-Geilheit" hatte. Die Wände, Türen und Fenster seines Büros waren vollgepflastert mit Fotos und irgendeinem Sänger, Politiker, Zirkus-Clown oder Opern-Diva. Das hob seine eigene Bedeutung.

Faule Säcke ..... zuhauf. Bei der HÖRZU zum Beispiel. Ich glaube, daß ich unangenehm auffiel, weil ich total verliebt in meinen Beruf war und eigentlich immer nur arbeitete, selbst im Urlaub. HÖRZU war – im Gegensatz zu BILD – keine Knochenmühle. Einige nutzten das aus.

Rund um das HÖRZU-Gebäude des Axel-Springer-Verlages kleine Kneipen und Restaurants. Manch ein Kollege war mehr in der Kneipe als in der Redaktion.

Aber die Mehrzahl – das waren doch in den Beruf verliebte Arbeitstiere. Problem bei manch einem: Alkohol. Vor allem bei BILD war das so. Mit Volldampf 8 bis 12 Stunden arbeiten – und nach Feierabend gleich auf NULL schalten. Das ging nicht immer.

Ich habe es selber erlebt. 27 Jahre alt und der jüngste Leiter einer BILD-Redaktion. Natürlich wollte ich täglich beweisen, daß ich mindestens ebenso gut war wie ältere

Kollegen, setzte mich dadurch unter Dauerstreß. Aus einem abendlichen Bierchen zum „Absacken“ nach Feierabend wurden zwei, dann drei. Zum Glück dämmerte mir – stopp die Bierchen! Du wirst sonst abhängig. Bei der HÖRZU gab es einen stellvertretenden Chefredakteur – ein großartiger Journalist. Arbeiten konnte er aber nur dann, wenn er einige Schnäpschen verkonsumiert hatte.

Eine unangenehme Sorte von Journalisten sind die Wichtigtuer. Sie halten sich für etwas ganz Besonderes. Natürlich – als Journalist kommt einem eine besondere Verantwortung zu. Aber das gibt es auch in anderen Berufen. Journalismus ist ein Handwerk. Es besteht aus einer Mischung zwischen Talent und zu erlernenden Dingen.

Auch Hochnäsigkeit ist ein Thema. Ich war nicht frei davon. Lale Andersen kam nach Bremen. Die ganze Nation kannte ihr „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor.“ Ich bei BILD Bremen. Sollte mit ihr sprechen, sie fotografieren. Vor allem aber: Ich sollte im Gespräch rausbekommen, ob sie im III. Reich ein Techtelmechtel mit Goebbels hatte. Fotografieren – das lehnte sie ab. Ich war verärgert – dachte in meinem jugendlichen Unverstand: „Die alte Schachtel kann doch froh sein, wenn BILD über sie berichtet.“ Kein Gefühl dafür, daß die große, alte Dame nicht als Oma abgebildet werden wollte.

Als jugendliche Schönheit wurde sie mit ihrer Stimme groß. Geblieben war nur die Stimme. Aber mir fehlte damals noch ausreichende Lebensweisheit. Es war schon unverfroren von mir, daß ich das Thema Goebbels ansprach. Sie überlegte einen kleinen Moment – dann gab sie mir einen regelrechten k.-o.-Schlag: „Sie sind noch sehr jung und glauben das Recht zu haben, Fragen zu stellen, die man nicht stellen sollte. Ich möchte nie wieder mit ihnen sprechen.“ Heute verstehe ich Lale Andersen. Die

BILD-Redaktion konnte nicht die Story von Lale Andersen und Goebbels bringen.

Einen Verkehrsunfall schildern – in genau 18 Zeilen zu je 31 Buchstaben – das läßt sich erlernen. Emotionen zu wekken, Themen zu schildern, die unter die Haut gehen ..... das kann man oder nicht.

Hunderte von Berufs-Kollegen lernte ich in meiner aktiven Journalistenzeit kennen. Das meiste verdanke ich meinem alten HÖRZU-Chef Peter Bachér und dem ehemaligen BILD-Nachrichten-Chef Vollrath von Heintze. Peter Bachér ist inzwischen über 90 Jahre alt. Mein guter Benni, so nannten wir von Heintze – er hat ein schlimmes Schicksal, wurde dement.

Ich selber kann und muß zufrieden sein. Ich habe zwar Parkinson als ständigen Begleiter. Aber dieser Herr ist gnädig mit mir. Ich kann noch voll arbeiten. Ein wenig Zittern der linken Hand und ein „vereistes" Gesicht – damit kann ich leben. Ich hoffe, daß der Herrgott gnädig mit mir ist und mir noch einige erträgliche Jährchen gibt.

Danken muß ich ihm, daß er mir das Talent für diesen wunderbaren Beruf gab.

Mit Leib und Seele Journalist. Ich kenne keinen schöneren Beruf.

Die rot-gesprenkelte Kampfhenne

Ich wartete nur darauf, daß der kleine Schreihals mit den Händen in die Ketchup-Schüssel patscht.

So richtig „platsch“, daß die Soße spritzt und die Eltern alles abbekommen. Das Kind, ein etwa 5jähriger Junge, schmiß wütend die Eßbestecke auf den Boden, warf mit einer Kartoffel durch das kleine Fisch-Restaurant und schrie ununterbrochen „Die Sch.....mag ich nicht.“ Die Eltern – ganz offenkundig Alternative – lächelten nur milde. Sie wollten wohl, daß sich der Sohnemann „selbst verwirklichen“ soll. Als der Junge auch noch absichtlich einen Teller auf dem Boden zerschmetterte – da wurde es mir zu bunt, und ich fauchte die Eltern an „Wenn Sie Ihrem Kind nicht beibringen können, was sich gehört – dann sollten Sie besser zu Hause essen und nicht in einem Restaurant.“ „Platsch“ – in diesem Moment ging mein Wunsch in Erfüllung. Der kleine Radaubruder hatte mit der flachen Hand in die Soßen-Schüssel gepatscht – und das meiste davon ging in Richtung Mama. Gesicht, Haare, Bluse, Rock. Alles rot gesprenkelt. Eben noch wütend – ich konnte es mir nicht verkneifen – ich prustete los vor Lachen. „Sie dummer Kerl!“ fauchte mich die „alternative“ Mutter böse an.

Andere Gäste an den Nachbartischen mischten sich ein. „Das kommt davon, wenn die Eltern ihre Kinder nicht erziehen können“. Die „Alternative“ war nicht nur alternativ – sie war auch eine aggressive Kampfhenne, keifte erbost „So denken doch nur die alten Nazis, Naaaaaaais.

Da kam der Restaurant-Besitzer. „Verschwinden Sie und lassen Sie sich hier nie wieder sehen“ sagte er zur Alternativen. „Hab noch Hunger!“ brüllte der Kleine. „Dann iß zu Hause“ sagte ich. Mit üblen Schimpfworten verließen die

Eltern mit dem Sohn das Restaurant. Der Vater im Hinausgehen „So einen miesen Laden werden wir nicht weiterempfehlen." Ich hatte einen anderen Restaurant-Gast für einen vornehmen Hamburger Herrn gehalten. Aber er rief dem Vater nach „Raten Sie mal, wo Sie sich Ihre Empfehlung hinstecken können." Und wieder mußte ich schallend lachen.

Ich habe im Internet einmal nach Benimm-Regeln für Kinder beim Essen nachgesehen, dabei habe ich folgendes gefunden:

1. Hände waschen vor dem Essen.
2. Ab dem vierten Lebensjahr wird mit dem Besteck gegessen.
3. Am Eßtisch „bitte" und „danke" sagen.
4. Mit dem Essen wird erst begonnen, wenn alle etwas auf dem Teller haben.
5. Teller nicht überhäufen, sondern lieber später eine zweite Portion nehmen.
6. Nicht mit dem Essen spielen.
7. Nicht schmatzen, schniefen oder gierig schlingen.
8. Während des Essens nicht vom Tisch aufstehen.
9. Nicht nebenbei mit einem Handy spielen.
10. Aufrecht sitzen und das Besteck zum Mund führen und nicht umgekehrt.

Kein Wort im Internet fand ich über Tischgebete. Wie gut mir das bei meinem Freund Martin und seiner Frau Ulli in München gefällt. Siebenbürger Sachsen. Er Journalist wie ich, sie Informatikerin. Bei jedem Essen mit ihren beiden Söhnen wird bei Tisch ein kurzes Gebet gesprochen. Ist es zu viel verlangt, daß wir – vielleicht auch nur im ganz Stillen – einmal Danke an den sagen, der uns ein Leben ohne Hunger ermöglicht? „Unser tägliches Brot gib uns heute" heißt es im Vaterunser.

Was dazu wohl die Kampfhenne sagen würde .....

Ich habe einen Goldschatz

Ich hatte als Kind einen Schatz, der mir wertvoller war als die englischen Kronjuwelen. Eine alte Socke – gefüllt mit „Picker". So wurden in Kiel Murmeln genannt, mit denen wir Kinder fast jeden Tag auf der Straße spielten. In Bremen heißen sie „Kitt-Scheißer". Die Picker von damals waren für uns Kinder bestimmt ebenso wichtig wie für die Kinder von heute Handys. Die alte Socke war schwarz, hatte aufgedruckte Maiglöckchen und war etliche Male gestopft. Meine Schatztruhe. Es gab einfache Picker – bunt und aus Ton. Eine ganze Stufe höher rangierten schon Gold-Picker. Für uns waren die mit Goldbronze gefärbten Picker aus echtem Gold. Auf der Ebene von Brillanten-Pickern aus buntem Glas. Das waren schon dicke und schön anzusehende Murmeln. Gespielt wurde meist auf Fußwegen. Ein Stein rausgerissen, mit einem Stock etwas vertieft – fertig war das Pickerloch. Golfspiel der Straßenkinder in den Fünfzigern. Drei Meter Abstand vom Pickerloch, werfen und möglichst genau das Loch treffen. Die Siegesprämie war vor dem Spiel vereinbart worden. Ich hatte wohl einen schlechten Tag, verlor fast die Hälfte meines Schatzes. Darunter auch zwei aus Glas. Eigentlich war der Maximal-Verlust eine Glaser. Aber Jens Mertens behauptete zwei. Ich hatte doch nur vier. Aber Jens Mertens war im Pickern einfach besser als ich. Er traf immer. Bei jedem Volltreffer spuckte er sich in die Hände und sage „Prima. Also ich bin wirklich gut im Pickern."

Den verlorenen Schatz hätte ich bestimmt noch verdaut – aber das ausgerechnet Jens Mertens, dieser Angeber, meine Picker gewonnen und mich betrogen hatte – das ärgerte mich doch sehr – und ich dachte über Vergeltung nach. Die Mertens wohnten im Erdgeschoß – und ich wußte, daß auf dem Balkon in einem Schuhkarton die Picker von Jens Mertens lagen.

Ein Freund stand Schmiere und hopps war ich auf dem Balkon. In der Hand eine kleine Flasche Farbfreser, besorgt aus einer Drogerie.

Zuerst schnappe ich mir meinen Glaser. Dann schwupp – Farbfresser über die Mertens-Picker. Eins, zwei, drei ..... und aus den Mertens-Pickern wurde bunter Matsch. Alle Farben liefen durcheinander, und sogar der Ton wurde angefressen. Die Mertens-Picker hatten ausgepickert.

Schon wenig später bekam ich ein schlechtes Gewissen. Es hätte ja gereicht, wenn ich meine Glaser genommen hätte. Aber es war nun einmal nicht rückgängig zu machen. Eine Woche ging ich Jens Mertens aus dem Weg. Kein Pickern mehr. Dann kam Michael Newe zu mir: Jens Mertens hat mir drei Glaser geklaut und rückt sie nicht mehr raus. Mein schlechtes Gewissen war wieder beruhigt. Jens Mertens ahnte wohl, wer ihm seine Picker versaut hatte – er sagte aber nichts. Anderen Picker-Spielern sagte er aber: „Ihr müßt nicht mit Joachim spielen. Der schummelt." Mit 14 hatte ich die Nase vom Pickern voll. Höhlen bauen in Trümmerhäusern – das war spannender. Die Maiglöckchen-Socke mit den Pickern habe ich immer noch – darunter 12 (!) Glaser.

Wer arm ist – der muß früher sterben

Dieser Satz ist schlimm: Wer arm ist, der muß früher sterben. Nur linkes Gequatsche? Leider nicht. Vor allem in armen Ländern ist es wirklich so. Aber es gibt auch reiche Länder, in denen dieser Satz zutrifft. In den USA habe ich es erlebt. In einem New Yorker Hotel lernte ich vor Jahren ein Zimmermädchen kennen, mit der ich ins Gespräch kam. Eine achtjährige Tochter hat sie. Krank. Das Herz. Sie benötigt dauernd Medikamente. Krankenkasse? Von wegen. Dafür reicht der knappe Monatsverdienst nicht. Sie hat einen großzügigen Arbeitgeber. Der bezahlt die Medizin. Ohne ihren Chef hätte sie schlechte Karten. Das Sozialsystem in den USA ist nicht annähernd mit dem deutschen vergleichbar. Dort stimmt es: Wer arm ist – der muß früher sterben.

Ich habe auch gesehen, wie Menschen verhungerten. Jede Hilfe kam zu spät. In Südostasien war das. Thailand. Da lebten ganze Familien unter den Brücken der Hochstraßen. Pappkartons als Betten, Plastiktüten als Decke. Meine Schätzung: Ungefähr die Hälfte dieser Menschen ist krank oder wird es. Afrika. Da ist es am schlimmsten. In der früheren deutschen Kolonie Togo hausen etliche Menschen auf den Friedhöfen in Gräbern. Mit Alfons Goppel war ich da. Früher Ministerpräsident von Bayern, später bayerischer Rot-Kreuz-Chef. Ich war dabei als der Bayer von einem Minister Togos gebeten wurde „Können Sie nicht dafür sorgen, daß Togo wieder deutsche Kolonie wird? Damals ging es unserem Land besser."

„Schreiben Sie das bloß nicht" bat mich damals Alfons Goppel. „Sonst machen die Linken noch daraus, daß wir Rassisten sind und wieder Kolonien haben wollen."

Alfons Goppel starb am Heiligabend 1991. Mit ihm kam die CSU in Bayern bei Landtagswahlen auf über 60 Prozent der Stimmen.

In Deutschland gibt es auch Armut. Aber hier unterschreibe ich den Satz nicht: „Wer arm ist, der muß früher sterben." Privatpatient, Kassenpatient? Natürlich, der Privatpatient bekommt schneller Termine, kann sich über ein Einzelzimmer im Krankenhaus freuen. Aber der Kassenpatient bekommt gleich gute Medikamente wie der Privatpatient. Qualitäts-Unterschied bei Operationen? Ich habe zwei Ärztinnen in der Familie. Beide sagen dazu ein klares „Nein".

Es soll vorkommen, daß bei Privatpatienten überflüssige medizinische Eingriffe gemacht werden, weil sich die gut abrechnen lassen. Aber ansonsten? Wer arm ist, der muß früher sterben. Das hört sich schrecklich an. Aber leider ist es in etlichen Ländern der Welt bittere Realität. Wir müssen in Deutschland nicht hungern, nicht frieren. Wir haben Bekleidung, Schuhe und fast immer ein Dach über dem Kopf. Sind wir krank – ärztliche Betreuung ist gewährleistet. Hin und wieder sollten wir daran denken.

Aber auch das muß ich sagen: Eine wissenschaftliche Studie hat bewiesen, daß Menschen mit höherem Einkommen in Deutschland durchschnittlich 10 Jahre länger leben als Menschen mit geringem Einkommen. Frührentner haben oft eine kürzere Lebenserwartung als Leute, die länger arbeiten! Genau kann kein Wissenschaftler sagen, warum das so ist. Ich glaube: Wer Freude an seinem Beruf hat, der möchte nicht mit 65 Jahren die Hände in den Schoß legen. Er ist positiver, lebensbejahender. Das gilt nicht für alle Berufe. Für meinen ja. Ich möchte arbeiten, solange es unser Herrgott zuläßt. Ich hoffe, daß ich sehr alt werde und dabei geistig fit bleibe.

Unsere lieben, guten Vorurteile

Auch wenn es jeder von uns bestreitet. Haben wir nicht alle Vorurteile? So klitzekleine – fast liebgewonnene – Vorurteile, von denen wir uns eigentlich gar nicht trennen möchten?

Ich gestehe frank und frei: Ich habe Vorurteile. Die Franzosen nehmen es mit der Sauberkeit nicht so genau – und außerdem: Die Franzosen sind ausländischen Besuchern gegenüber arrogant und lehnen es ab, in einer anderen Sprache zu sprechen ..... außer französisch.

Das saß auch ein wenig in meinem Kopf. Im März 2019 war ich vier Tage in Paris. Im Hotel, in der Metro, im Taxi, an den Pariser Sehenswürdigkeiten. Ich kam mit Deutsch und Englisch bestens zurecht. Keine Arroganz nach dem Motto „Sprich gefälligst französisch, Kultur-Banause".

Und was die Sauberkeit betrifft. Die Straßen von Paris sind sauber – im Gegensatz zu dem von mir geliebten Rom. Ja, ja – unsere Vorurteile.

Wären in Rom die Straßen noch dreckiger, als sie ohnehin schon sind – ich würde gnädig darüber hinwegsehen. Nur einige schmutzige Straßen in Paris – sofort hätte ich gesagt: „Ich hab es ja schon immer gewußt – die Franzosen sind kleine Dreckspatzen."

Als Deutscher kannst Du nicht nach Israel fahren. Da gibt es sofort Schuldzuweisungen. Stichwort Holocaust. Alles kalter Kaffee. Ich war oft in Israel, bin total verliebt in das traumhaft schöne Jerusalem. Anti-deutsche Stimmung? Ich habe nichts davon gespürt. Nur einmal pöbelte mich ein total betrunkener Suffkopp an „Nazi". „Halt's Maul!" – meine knappe Antwort. Mehr nicht.

Juden und Deutsche. Da erlebte ich ein ganz anderes Vorurteil. In Rom fragte mich ein junger Mann nach dem Weg. Via Veneto. Ich hatte Zeit und ging mit ihm in Richtung Via Veneto. In einer kleinen Straßenbar genehmigten wir uns einen Martini Bianco auf Eis – mit Zitrone. „Ich komme aus Israel" – sagte er – und „Sind Sie Engländer?" „Ich bin Deutscher" meine Antwort. Der junge Israeli sah mich ungläubig an, dann kam es – eher verlegen – aus ihm heraus „Meine Eltern haben mich gebeten, Deutschen aus dem Weg zu gehen. Die Großeltern sind in Auschwitz geblieben". „Ich bin Jahrgang 1947, alles andere als ein Nazi" – meine Antwort. „Ja, aber da gibt es diese Vorurteile gegen alle Deutschen. Und ich bin nicht ganz frei davon."

Ich konnte den jungen Kerl verstehen. Ich selber bin ja auch nicht frei von Vorurteilen – auch wenn ich sie bei anderen Menschen verabscheue. Italiener – Spagetti-Fresser. Polen? Komm nach Polen. Dein Auto ist schon da. Albaner? Sowieso allesamt Banditen. Geben Sie es zu – auch Sie haben Vorurteile.

Schlaue Köpfe machen sich über das Problem Vorurteile seit vielen Jahren Vorurteile. Die Wissenschaftler sagen es so: Vorurteile sind stabile negative Einstellungen gegenüber Gruppen und Personen. Sie beruhen nicht auf eigenen Erfahrungen, sondern werden übernommen. Meist schon in der Kindheit.

Meine zufällige Straßenbekanntschaft mit dem jungen Israeli. Er schreibt mir immer noch aus seiner Geburtsstadt Tel Aviv. Zu Weihnachten, zu meinem Geburtstag.

Auf seiner letzten Postkarte der Satz „Meine Eltern möchten dich bei deinem nächsten Besuch in Israel kennenlernen".

Geht leider nicht, mein Freund. Ich habe in Israel seit einigen Jahren Einreiseverbot, gelte dort als „Nazi“.

Vorurteile. Was soll ich dazu sagen?

Der alte Herr und das Elyseé-Hotel

Wann immer ich mit unserer Büro-Mannschaft zum preisgünstigen „Stamm-Essen“ ins Hamburger Elyseé-Hotel in der Nähe vom Dammtor-Bahnhof gehe ..... er ist auch da. Der ältere, gut gekleidete Herr. Ohne Zweifel. Ein „feiner“ Hamburger. Er muß Kaufmann oder Reeder gewesen sein – denke ich oft. Er freut sich immer, wenn wir ihm zuwinken oder ihn mit Handschlag begrüßen.

Irgendwann kam ich mit ihm ins Gespräch. Ich glaube – er wartete darauf. Ich – schon von Berufs wegen neugierig – sowieso.

„Seit drei Jahren bin ich Witwer. Am Tag unserer goldenen Hochzeit starb meine Frau. Herzstillstand. Die Feier hatte gerade begonnen. 50 Gäste waren gekommen. Ich hielt eine Begrüßungsrede. Plötzlich fällt meine Frau vom Stuhl. Zwei Ärzte unter den Gästen. Aber sie konnten nicht mehr helfen.“

Der alte Herr wischt sich Tränen aus dem Gesicht. Aber dann mit fester Stimme: „Das Leben geht weiter. Ein Jahr habe ich mich selber begraben, bin jedem aus dem Weg gegangen, wollte keine Besucher und habe das Telefon nicht mehr aufgenommen. Nur meinen Sohn konnte ich ertragen. Unser einziges Kind. Ich bin nicht gläubig, mein Sohn ja. Er ist sicher, daß meine Frau, seine Mutter, in einer anderen Welt lebt.“ – „Mama möchte nicht, daß Du nur trauerst und Dich von allem zurückziehst. Sie sieht von oben herab.“

„Im Elyseé-Hotel sind wir immer zum Nachmittags-Kaffee gewesen. Ich kenne jede Kellnerin, jeden Kellner“ – sagt er mir. Der alte Herr ging wieder den ersten Schritt zurück ins Leben. Mittagessen im Elyseé. Gemeinsam mit dem

Sohn. Die freundliche Begrüßung durch das Hotel-Personal tat dem alten Herrn gut, bewirkte ein kleines Wunder. Pünktlich um 12.30 Uhr kommt auch er nun zum „Stammessen" ins Elyseé. Schick angezogen – ein Herr vom Scheitel bis zur Sohle.

Tierarzt war er. Ein junger Kollege hat ihn gebeten, an zwei Tagen in der Woche in der Praxis ein wenig mitzuhelfen. Er hat zugesagt. Vor einigen Tagen kam er wieder mit seinem Sohn ins Elyseé. Da sah ich den alten Herrn das erstemal lachen. Seine Frau „da oben" wird glücklich sein.

Deutschland und die Curry-Wurst

Ich habe Spaß am Kochen und liebe gutes Essen. Aber manchmal da hab ich so richtig Appetit auf eine Currywurst.

Dann fahre ich zu einer Würstchen-Bude am Hauptbahnhof und verdrücke eine Curry-Wurst mit Pommes und Ketchup.

Mit meiner Currywurst-Liebe bin ich nicht allein. In Deutschland werden jährlich 800 Millionen (!) Currywürste verdrückt.

Es gibt sogar Currywurst-„Forscher". Die haben festgestellt, daß die Berliner Gastronomin Herta Heuwer die typische Currywurst-Soße im September 1949 erfunden hat. Noch im hohen Alter hatte sie etliche Fernsehauftritte und wurde als „Erfinderin der Currywurst" gefeiert. 2009 wurde in Berlin sogar ein Deutsches Currywurst-Museum eröffnet. Und am ehemaligen Standort ihres Imbisses (Kantstraße 101) gibt es sogar eine Gedenktafel für die Currywurst-Frau.

Currywurst gibt es in etlichen Preisklassen. 1,80 Euro in Kantinen und als Sonderangebote im Supermarkt. Verrückt: Es gibt auch Currywurst zu mehr als 25 Euro. Mit Blattgold oder Trüffeln. Das 5-Sterne-Hotel ATLANTIC in Hamburg hat eine der edelsten Speisekarten der Stadt. Aber auch in diesem Hotel wird Currywurst angeboten. Nicht auf der Karte – aber auf Nachfrage. Schlappe 19.50 Euro. Die teuerste Currywurst in der ganzen Stadt.

Über die Geschichte der Currywurst wurden ganze Bücher geschrieben.

Man kann die Nase über die Currywurst rümpfen – oder sie mit Heißhunger essen. Die Currywurst ist in Deutschland ein Renner.

So schön per Hand geschrieben

Das ärgert mich: Ich schreibe einen Bundestags-Abgeordneten oder einen Minister an – und ein Assistent oder Referent antwortet. Ich weiß nicht, wie viele Briefe ein Minister pro Tag bekommt. Der hessische CDU-Bundestagsabgeordnete Hans-Jürgen Irmer: „Ich bekomme täglich im Durchschnitt 30 Briefe."

Er liest jeden Brief, er beantwortet jeden Brief. Der Abgeordnete aus Wetzlar ist einer der zuverlässigsten und fleißigsten Parlamentarier im Parlament. Die Wähler spüren das. Dadurch ist Irmer auch unabhängiger von seiner Partei als andere. Er muß nicht alles abnicken, macht nichts, was seiner Überzeugung widerspricht – auch wenn ihn einige hessische Parteifunktionäre nicht lieben.

Ich bin kein Abgeordneter. Ein politischer Journalist. Aber ich bekomme viele Briefe. 20 pro Tag sind das Minimum. An manchen Tagen können es auch so um die 100 sein. Für mich ist es selbstverständlich, daß ich jeden Brief persönlich lese und meist sofort beantworte. Überwiegend politische Briefe. Aber nicht nur. Menschen in Not bitten um Hilfe. Einsame schütten ihr Herz aus.

Da ist die einsame alte Dame, die nach 62 Ehejahren ihren Mann verloren hat. Keine Kinder. Niemand, mit dem sie sprechen kann. Einsamkeit schmerzt. Als Kind las ich wohl ein Dutzend Mal Robinson Crusoe von Daniel Defoe. Einsam und allein auf einer Insel. Schiffbrüchiger. Ein Menschenfresser wurde später sein Einsamkeits-Kamerad. Die einzige „menschliche" Stimme, die er vorher hörte, war die von einem Papagei.

Ich fand das toll. Für den armen Robinson muß die Einsamkeit schrecklich gewesen sein.

Ein anderer Brief an mich. Ein kinderloses Ehepaar möchte gern ein Waisenkind adoptieren. Ich kann helfen, kenne mehrere Waisenhaus-Chefinnen aus Lettland. Ein über 90jähriger ruft mich bestimmt einmal in der Woche an, erzählt mir zum wer-weiß-wie-vielten Male seine Kriegserlebnisse. Bei mir kam die Geduld in zunehmendem Alter. Außerdem profitiere ich in meiner Arbeit sehr oft von den Lebensweisheiten der älteren Generation. Es gibt Briefe voller Herzlichkeit. Zwischen den Förderern und den Konservativen gibt es eine unglaublich enge Bindung. Angriffe der Linken schaden uns nicht. Im Gegenteil. Ich komme jeden Morgen um 9 Uhr ins Büro. Bis 12 Uhr lese und beantworte ich die eingegangene Post. Viele Briefe noch in wunderbar anzusehender Handschrift. Ich bedaure oft, daß ich eine schlechte Handschrift habe. Fehler in der Kindheit – mit der Schreibmaschine geschrieben – statt mit dem Füller. Peter Bachér, mein guter ehemaliger Chef bei der HÖRZU, ist über 90. Immer noch schreibt er seine Briefe in klarer, gut anzusehender Handschrift – mit Füller.

Ich gebe zu – eine einfache E-mail erfüllt den Zweck und kostet kein Porto. Aber ein handgeschriebener Brief ist doch etwas anderes. Ich werde gern auch künftig alle Briefe lesen und beantworten. Und auch das nehmen Sie mir bitte ab: Für ein Telefonat habe ich immer Zeit.

Sonja spuckte einfach besser

Sonja war eine Sports-Kanone. Laufen, Weitspringen, Turnen – in der Klasse die Beste beim Sport. Von mir konnte man das nicht behaupten. Nur im Weitspucken von Pflaumen-Kernen war ich ein wenig besser, behauptete ich jedenfalls. Meine Mutter hatte in Weck-Gläsern reichlich Obst eingemacht. Die Regale im Keller waren voll. Da fiel es nicht auf, wenn ein Glas zum Pflaumenkerne-Spucken mißbraucht wurde.

13 Jahre waren wir alt. Kinder. Wir standen bei geöffnetem Fenster im Schlafzimmer und das gesetzte Ziel für die Pflaumenkerne: Der etwa sieben Meter entfernte Gartenzaun. Fast alles Volltreffer.

Wir merkten im Eifer der Spuckerei nicht, daß uns Dakkelchen beobachtete. So hatte ich unsere Nachbarin getauft. Frau Witte. Ihr Gang erinnerte an einen vollgefressenen Dackel. Das war nicht nett von mir. Denn Frau Witte war eine gute Nachbarin. Sie verriet meiner Mutter nicht einmal, daß die Polizei gekommen war, weil wir in einem Kleingartengebiet beim Kirschen-Klauen erwischt worden waren. Mein Freund Peter Bartels und ich. Sie bog eine Anzeige ab – und meine Mutter erfuhr nie etwas von der Klauerei.

Wir spuckten mit Begeisterung einen Kern nach dem anderen. „Pfui“ – hörten wir plötzlich. Frau Witte hatte uns beobachtet, war aufmerksam geworden, weil wir immer „Volltreffer“ brüllten, wenn es ein Pflaumenkern bis zum Gartenzaun geschafft hatte. Was ist unanständig am Spucken von den Kernen eingemachter Pflaumen? Wieso „Pfui“? Frau Witte „Mit Lebensmitteln spielt man nicht.“

Und dann folgte – ich hatte es schon dutzendfach von ihr gehört – die alte Leier vom Steckrübenwinter 1919, in dem die Deutschen nach dem verlorenen Weltkrieg I außer Kohlsuppe und Steckrüben so gut wie nichts zu essen gehabt hatten. Was sie unterschlug: Als Tochter eines Großbauern in Mecklenburg hatte Frau Witte keinen „Kohldampf schieben“ müssen.

Aber es gab zwei Themen, die Dackelchen und ihr Mann Gustav über alles liebten und immer wieder erzählten: Das war der Steckrübenwinter 1919 und die Tulpen im Garten hinter dem Reihenhäuschen in der Finkenau 109 in Bremen-Oslebshausen. Und meine Mutter hatte mich ermahnt: „Sag nie, daß sie das schon erzählt haben. Tu so, als würdest du es nie zuvor gehört haben.“

Stichwort Tulpen. Ein Unglück biblischen Ausmaßes für die beiden Wittes. Mein Schäferhund-Mischling Flirt, den ich stolz als absolut reinrassig bezeichnete, hatte sich unter dem Maschendrahtzaun zu Wittes Garten, der an unseren grenzte, ein Loch gebuddelt. Wie ein Wilder wühlte er im Tulpenbeet und schlug sich aus der Erde gezogene Pflanzen um die Ohren. Der ganze Stolz unserer Nachbarn. Opa Witte schüttete einen Eimer Wasser über Flirt – und ich mußte die wohl dickste Standpauke meines Lebens über mich ergehen lassen.

„Pflaumenkerne kannst du spucken. Aber auf den Hund aufpassen – das kannst du nicht.“ Was sollte ich da schon antworten? Meine Mutter kaufte 100 Tulpenzwiebeln auf dem Bremer Blumenmarkt. In allen Farben – und die Sache war vergessen. Vergessen? Das glaubten wir. Opa Witte wurde 87 Jahre. Und bis zum Schluß tischte er immer wieder die Geschichte mit meinem „reinrassigen“ Schäferhund auf, der seine selbstgezüchteten Tulpen zerzaust hatte. Einen Papagei hatte Opa Witte. Ein bösartiger Vogel. Opa Witte forderte jeden Besucher auf „Streichel

Lorchen. Das hat er gern." Aber Lorchen hackte sofort mit dem Schnabel zu – und Opa Witte lachte. Seinem Lorchen hatte er die zwei Wörter beigebracht „Köter, Mistvieh". Das zielte auf meinen Flirt.

Ich habe mir gewünscht, daß auch Hunde sprechen können. Dann hätte ich Flirt Wörter beigebracht, die ich hier besser nicht nenne.

Lorchen kam nach dem Tod der beiden Wittes in ein Tierheim.

Sonja und ich – wir sind die besten Freunde geblieben.

Nur Pflaumenkerne spucken – das ist vorbei. Einmal konnte ich es nicht lassen. Ich hatte Sonja zum Abendessen eingeladen – und hatte eine große Schale Kirschen auf dem Tisch stehen. Wir sahen uns nur an und prusteten los vor Lachen. Was soll ich sagen? Sonja war wieder einmal besser. Sie spuckte die Kirschsteine mindestens zwei Meter über den Zaun.

Wie der Stahl gehärtet wurde

17 Jahre. Erste Freundin. Karin Schützenmeister aus Klein-Werther bei Nordhausen im Harz. Ostern.

„DDR“ – für mich damals immer noch Sowjetische Besatzungszone (SBZ).

In den Sommerferien fuhr ich hin. „DDR“ – das war wie fernes Ausland. Ich bekam eine Einreisegenehmigung mit Hilfe der FDJ (kommunistische Jugendorganisation der SED). Schützenmeisters waren stramme Anti-Kommunisten, hielten aber das geheim. Papa Schützenmeister war einer der letzten Selbständigen im Ort. Klempnermeister. Karin und ihr jüngerer Bruder Erich gehörten zu den wenigen, die sich an einer Mitgliedschaft vorbeischummeln konnten. Schon am zweiten Tag meines Aufenthalts bekam ich Besuch. „Ich bin Bezirksjugend-Sekretär der FDJ. Wenn Du möchtest, ich zeige Dir ein wenig die Deutsche Demokratische Republik.“ Wie hätte ich nein sagen können? Am nächsten Tag ein großes, hellblaues Auto von den Eisenacher Motorenwerken EMW – statt BMW.

Die einzige Aufgabe des Sekretärs bestand darin, mir die „DDR“ in den schönsten Farben zu schildern. Die ärmliche Bekleidung und die meist nur aus leeren Regalen bestehenden Geschäfte sprachen eine andere Sprache. Ein gutes Stück Fleisch beim Metzger? Dazu brauchte man Beziehungen. Im Arbeiter- und Bauernstaat konnten die Kunden froh sein, einen anständigen Fleischknochen zu bekommen. Ich kann nicht sagen, daß mir der FDJ-Funktionär unsympathisch war. Mehrmals fragte er mich, wie das Warenangebot in der Bundesrepublik, ist und wie es den „Mitgliedern der Arbeiterklasse“ geht.

„Gern würde ich auch einmal in den Westen fahren. Aber in meiner Funktion geht das nicht."

Einen ganzen langen Tag kutschierte er mich durch den Harz, zum Schluß noch auf die Wartburg. Gegen Mitternacht kamen wir in Klein-Werther an. Ein Abschieds-Geschenk hatte er noch für mich. Das „Kapital" von Karl Marx und den rund 400 Seiten dicken Propaganda-Schinken „Wie der Stahl gehärtet wurde". Der Wandel eines unpolitischen Jungen zum glühenden Kommunisten. Von Marxens „Kapital" kapierte ich kein Wort. Der Propagandaschinken dagegen war raffiniert geschrieben, nicht langweilig. Am Ende siegte im Kampf gegen das Dunkle und Böse in der Welt natürlich der Kommunismus. Mama Schützenmeister, tiefgläubige Katholikin: „Joachim, laß dich davon nicht anstecken. Du hast Augen und Ohren und siehst bei uns die Wirklichkeit".

Jahrzehnte später sah ich meine Stasi-Akte. Von meinem Besuch in Klein-Werther kein Wort. Dafür aber umso dikker andere Dinge. All meine Telefonate wurden abgehört. Privat wie geschäftlich. Sogar das Telefon meiner Mutter war angezapft worden. Die bitterste Pille: Ein Vorstandsmitglied der Konservativen war für die Stasi tätig.

Meinen FDJ-Sekretär traf ich später in Berlin auf einer Kundgebung der Konservativen mit Heinrich Lummer. Er erkannte mich sofort. „Joachim" – sagte er entschuldigend, „ich hatte damals den Auftrag, dich für den Kommunismus zu begeistern. Aber ich habe selber nicht daran geglaubt. Ich bin seit der Wende CDU-Mitglied". Übrigens: Das „Kapital" von Karl Marx steht immer noch als Erinnerung in meinem Bücherregal.

Die toten Vögel, der Kaiser und mein Nachbar

Er ist so stolz auf seine Sammlung. Ich finde sie schrecklich. Ein Nachbar hat mehr als 250 ausgestopfte Singvögel im Arbeitszimmer seiner Wohnung. Vom grauen Hausspatz bis zur Nachtigall. Da sitzen die toten Piepmätze mit ihren Glasaugen in einer Vitrine, für immer verstummt. Die Hälfte der Vögel hat er bei professionellen Händlern gekauft. Er sagt mir ohne ein schlechtes Gewissen zu haben: „Die anderen Vögel habe ich vor 40 Jahren noch selber gefangen. Damals war das noch möglich." Um die Federn nicht zu beschädigen, wurden die Vögel vergast. Mit Auspuffgasen aus dem eigenen Auto. Mein Nachbar war Buchhalter, hatte ein normales Gehalt. Große Sprünge konnte er damit nicht machen. Aber als Junggeselle hatte er nicht für eine Familie zu sorgen. Stolz präsentiert er mir seinen „Paradevogel" – einen präparierten Bartkauz. Den hat er für fast 2000 Euro gekauft. Den Dompfaff für 150 Euro.

Wie er die Vögel gefangen hat? Meist hat er sie aus den Nestern genommen, wo sie brüteten. Schlechtes Gewissen? Pustekuchen. Das Sammeln von lebenden und dann vergasten Vögeln oder das Sammeln von Briefmarken oder Münzen. Für ihn kein Unterschied. Sein Traum: Ein Weißkopfadler. Dafür müßte er über 3000 Euro hinblättern. Die von Händlern angebotenen Vögel sind angeblich alle eines natürlichen Todes gestorben. Ob das die Wahrheit ist?

Ich kenne aus Lettland noch das Singen von Nachtigallen. Auf meinem alten Familien-Grundstück im einstigen Kurland brüten jedes Jahr zwei dieser unscheinbar aussehenden Vögel. Gegen 23 Uhr fangen sie im Sommer an zu singen. Da kommt kein Pavarotti mit, keine Anna

Netrebko. Das sind Töne aus einer Märchenwelt. Da kommt mir sofort das Nachtigallen-Märchen von Hans Christian Andersen in den Sinn. Es fängt schon so wunderbar formuliert an: „In China, weißt du ja wohl, ist der Kaiser ein Chinese, und alle, die er um sich hat, sind Chinesen. Des Kaisers Schloß war das prächtigste der Welt und gar von so feinem Porzellan, so kostbar, aber so spröde, so mißlich daran zu rühren, daß man sich ordentlich in acht nehmen mußte." Dann beschreibt der Märchenerzähler den Garten des Kaisers. In dem die „wunderbarsten Blumen" wuchsen. Und überall Silberglöckchen rund um die Blumen „damit man nicht vorbeigehen möchte, ohne die Blumen zu bemerken."

Dahinter ein Wald. Und in diesem wohnte eine Nachtigall. Von allen Ländern kamen Reisende nach der Stadt des Kaisers und bewunderten sie, das Schloß und den Garten, doch wenn sie die Nachtigall zu hören bekamen, sagten sie alle: „Das ist doch das Beste!" Doch der Kaiser hatte den Vogel nie singen gehört. Er beauftragte seinen Haushofmeister die Nachtigall in den Palast zu bringen.

Listig lockten sie die Nachtigall in den Palast. Sie bekam zwölf Diener, einen goldenen Käfig und ein Seidenband um den Fuß geschlungen, woran sie festgehalten wurde. Eine neue Idee. Die Nachtigall sollte mit einer anderen Nachtigall gemeinsam singen. Eine Nachtigall aus Gold und Diamanten. Mit einem Spielwerk.

Die künstliche Nachtigall ging kaputt. Der Kaiser rief seinen Leibarzt. Vergeblich. Der goldene Vogel sang nicht mehr. Nicht zu reparieren, das Werk abgenutzt. Der Kaiser wurde krank, wollte nicht länger leben. Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem großen, prächtigen Bett. Alle glaubten, er sei tot. War er aber nicht. Da klang auf einmal vom Fenster her der herrlichste Gesang. Es war die kleine, lebendige Nachtigall. Sie hatte von der Not des Kaisers

gehört und war gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen.

„Als ich das erstemal sang, das vergesse ich nie: das sind die Juwelen, die ein Sängerherz erfreuen. Aber schlafe nun und werde stark, ich werde dir vorsingen!"

Sie sang, und der Kaiser fiel in süßen Schlummer, mild und wohltuend war der Schlaf!

Die Sonne schien durch das Fenster herein, als er gestärkt und gesund erwachte. Keiner von seinen Dienern war noch zurückgekehrt, denn sie glaubten, er sei tot; aber die Nachtigall saß noch und sang.

„Immer mußt du bei mir bleiben!" sagte der Kaiser. „Du sollst nur singen, wenn du selbst willst, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke."

„Tue das nicht", sagte die Nachtigall, „der hat ja das Gute getan, solange er konnte, behalte ihn wie bisher. Ich kann nicht nisten und wohnen im Schlosse, aber laß mich kommen, wenn ich selbst Lust habe, da will ich des Abends dort beim Fenster sitzen und dir vorsingen, damit du froh werden kannst und gedankenvoll zugleich. Ich werde von den Glücklichen singen und von denen, die da leiden; ich werde vom Bösen und Guten singen, was rings um dich her dir verborgen bleibt. Der kleine Singvogel fliegt weit herum zu dem armen Fischer, zu des Landmanns Dach, zu jedem, der weit von dir und deinem Hofe entfernt ist. Ich liebe dein Herz mehr als deine Krone, und doch hat die Krone einen Duft von etwas Heiligem um sich. Ich komme und singe dir vor! Aber eins mußt du mir versprechen!"

„Alles!" sagte der Kaiser und stand da in seiner kaiserlichen Tracht, die er angelegt hatte, und drückte den Säbel, der schwer von Gold war, an sein Herz. „Um eins bitte ich

dich: erzähle niemand, daß du einen kleinen Vogel hast, der dir alles sagt, dann wird es noch besser gehen!"

So flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem toten Kaiser zu sehen; ja, da standen sie, und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!"

Ich habe meinem Nachbarn das Märchen aus dem Internet in großen Buchstaben ausgedruckt. Ob er begreift wieso? Ich habe da meine Zweifel!

Auf Wolken schlafen

730 Euro Rente im Monat – bei 390 Euro Miete für eine winzige Wohnung in Hamburg. Sie möchte namentlich nicht genannt werden – ist aber eine frühere Mitarbeiterin von mir. 80 inzwischen. Sie könnte zum Sozialamt gehen – macht sie aber nicht. Sie verkaufte ihre Antiquitäten aus besseren Zeiten. Wohl kaum einer weiß besser Bescheid, wo es Sonderangebote gibt. Meist Lebensmittel. Den größten Teil ihrer Bekleidung schneidert sie sich selbst.

Lediglich einmal klagte sie über ihre schwierige finanzielle Lage. Ihre Matratze ist fast 40 Jahre alt. Nur die linke Hälfte hat noch ein wenig Volumen. Ich sagte nichts. Als sie an den Briefkasten von der ersten Etage zum Erdgeschoß ging, nahm ich ein Maßband.

Zwei Meter lang und 1,30 Meter breit. Die Größe der Matratze.

Eine Woche später klingelt es an ihrer Wohnungstür. Eine Spedition bringt die neue Matratze. Sie kann es kaum fassen, ist überglücklich. Rückenschmerzen hatte sie durch die alte Matratze. „Ich habe wie im Paradies geschlafen" – sagt sie mir nach der ersten Nacht auf der neuen Matratze.

Gern würde ich ihr mehr helfen. Zum Beispiel mit Lebensmitteln. Aber das lehnt sie ab, möche nicht als Almosen-Empfängerin dastehen. Eines Tages wollte sie mir für unsere Federbetten-Aktion in Lettland 100 Euro geben. „Das habe ich extra dafür gespart." Hätte ich die Spende abgelehnt – sie wäre mit Sicherheit tief gekränkt.

Dabei fällt mir eine Matratzen-Geschichte aus der eigenen Familie ein. Meine Mutter war mit uns vier Kindern evakuiert worden. Von Kiel aufs Land nach Nordfriesland,

dicht bei Niebüll. Ein kleines Dörfchen. Hesbüll. Die Bauern schliefen noch auf Stroh in ihren Betten. Es sprach sich im Dorf schnell herum, daß „die Frau aus Kiel“ Matratzen hatte. Alles andere als selbstverständlich. Mit den Matratzen bauten wir Kinder im Schlafzimmer „Häuser“ oder sprangen vom Kleiderschrank darauf. Einteilige Matratzen gab es damals noch nicht. Sie waren dreiteilig.

Wenn ich heute im Fernsehen Reklame für „Boxspringbetten“ sehe oder von Matratzen aus dem Dänischen Bettenhaus – dann denke ich an die Dreiteiler aus Hesbüll.

Übrigens raten Dermatologen dazu, alle fünf Jahre neue Matratzen zu kaufen. Ich halte das für übertrieben. Fast 40 Jahre schlief meine Ex-Mitarbeiterin auf ihrer Matratze, weil sie das Geld für eine neue sparen wollte. Sie schrieb mir einige Dankes-Zeilen. Dabei der Satz „Ich schlafe jetzt wie auf einer Wolke. Danke.“

Das schlechte Gewissen und Afrika

Ja – ich habe schon einmal Lebensmittel in den Müll geworfen ..... und das ist mir sehr, sehr peinlich. Zu viel eingekauft. Verfallsdatum überschritten. Ich habe hungernde Menschen gesehen, verhungerte Menschen. Trotzdem habe ich Wurst in den Müll geworfen. Schlimm.

Von den Lebensmitteln, die in Deutschland in den Müll wandern, könnte halb Afrika ernährt werden. Solche Sätze – mit moralisch erhobenem Zeigefinger – sind so formuliert und hören sich auch logisch an. Aber bohren wir einmal ein wenig tiefer. Es gibt Tage, an denen wir mal mehr und mal weniger Appetit haben. Es ist normal, daß dann auch einmal etwas liegenbleibt. Ich erinnere mich noch an Kühlschrank-freie Zeiten. Fünfziger Jahre. Fisch mußte am Tag des Einkaufs zubereitet werden. Sonst stank er, konnte nicht mehr gegessen werden. Milch wurde schnell sauer. Daraus wurde dann Dickmilch mit Zucker. Ernährungs-Wissenschaftler haben in einer Untersuchung festgestellt, daß es in den Fünfzigern mehr Lebensmittel-Vergiftungen gab als heutzutage. Auch schon damals – es wäre besser gewesen, sich hin und wieder für das Fortwerfen zu entscheiden.

Ich kaufe nach Möglichkeit nur das ein, was ich auch wirklich brauche. Aber manchmal kommen unvorhergesehen nicht geplante Reisen dazwischen. Dann passiert es einfach, daß Lebensmittel verderben. Muß ich deswegen ein schlechtes Gewissen haben? Mag sein, daß wir es mit dem aufgedruckten Verfallsdatum zu genau nehmen. Aber Nummer sicher ist mir lieber als eine Lebensmittelvergiftung. Ich vergesse nicht, daß ich einmal durch schlechte Muscheln in Wilhelmshaven eine Eiweiß-Vergiftung hatte. Das sind schlimme Schmerzen.

Und Hunger in Afrika? Wie kann ich den mit meinen Lebensmitteln bekämpfen? Bleiben wir doch sachlich. Hunger auf dem schwarzen Kontinent – den bekommen wir durch moderne Landwirtschaft in den Griff. Das aber funktioniert nur dann, wenn Bäume nicht abgeholzt werden, gebohrte Brunnen nicht versanden und durch eigene Schuld austrocknen.

Es hört sich schlimm an, wenn ich das so sage. Aber Tatsache ist, daß in Afrika kein Mensch an Hunger leiden müßte. Die Armut und der Hunger sind auch hausgemacht ..... leider. Korruption ist „normal", Ausbeutung durch Diktatoren, islamische Viel-Ehen, Wüsten – und die Elite flüchtet nach Europa – zum Geldverdienen.

Ein seltsamer Abend in der Bar auf Bali

„Ich eß so gerne Sauerkraut und tanz so gerne Polka“. Fünf deutsche Touristen im Hilton-Hotel auf Bali. Fünf junge Kerle – so um die 25 Jahre alt aus dem Ruhrgebiet. Sie hatten die Wirkung der schön aussehenden Drinks unterschätzt, die ihnen serviert worden waren. Dekoriert mit einer Orchideenblüte und Ananas. Ein Glas davon wäre genug gewesen. Sie hatten schon drei intus. Balinesische Tänze in der Bar. Wunderschön anzusehen. Mädchen in bunten Kostümen, junge Männer, die zu einem Schwertertanz wie Derwische über die Bühne wirbelten. Pause.

Welcher Deubl hatte die jungen Deutschen nur geritten? Sie gingen auf die Bühne und sangen „Ich eß so gerne Sauerkraut und tanz so gerne Polka.“ Dem Publikum gefiel es. Wäre da bloß nicht der betrunkene Engländer gewesen, der ununterbrochen rief „Schuh-Palter“, please.“ Was so viel bedeutete wie „Schuh-Plattler. Deutsch? Im Ausland meist Bayern. Bayern? Gleich Lederhose, Dirndl und natürlich Schuh-Plattler. Eine Meisterleistung war der Schuh-Plattner nicht. Was verstehen Ruhrpott-Deutsche schon vom Schuh-Platteln?

Der Engländer wollte auch einen Beitrag geben. Er war alles andere als ein Sänger. Aber immerhin brachte er zustande „What can i do with the drunken sailor?“

Besonders gut kam der „drunken Sailor“ bei den Gästen nicht an. Sie klatschten, riefen aber „Sauerkraut, Sauerkraut“. Zugabe für die deutschen Sanges- und Schuh-Plattler-Künstler.

Fast eine volle Stunde dauerte die Zugabe. „Warum gibt es hier keine Franzosen“ – rief ein balinesischer Kellner. Ganz in der Ecke der Bar meldete sich schüchtern ein etwa

65 Jahre alter Franzose. „Ich kann die Marsaillaise singen" – sagte er kleinlaut. Das kam nicht gut an. Deutsches Sauerkraut und französische Nationalhymne. Paßt nicht zusammen. Also keine Marseillaise.

Aber so ganz ohne wollte er wohl doch nicht bleiben. Deswegen rief er in gebrochenem Deutsch. „Es läbe die französisch-balinesische Freundschaft. Vive la France."

Ein seltsamer Abend da in der Bar vom Hilton auf Bali.

Unter meinem Bett ein MG

Es war eine lange Nacht – und ich wollte nur eines ..... ausschlafen. Dreißigster Geburtstag. Etwa 80 Gäste in meiner viel zu kleinen Bremer Wohnung. Auch Polizisten waren gekommen. Mit automatischen Feuerwaffen. Der niedersächsische CDU-Chef war gekommen. ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal, viele Freunde und einige mehr oder weniger bekannte „Prominente". Damals war ich politisch noch „in", war ein nicht ganz unwichtiger Helfer von Axel Springer für die Unionsparteien. Die Polizei war wegen Löwenthal gekommen. Er stand auf der Todesliste der RAF-Banditen. Die Polizisten taten mir leid. Sie durften nur zusehen, keinen Tropfen trinken. Irgendwann gelang es Löwenthal doch, die Beamten zu einem Schluck zu gewinnen. Meine Wohnung war in der vierten Etage. In der 1. Etage mein BILD-Büro, die anderen Etagen nur Geschäfte. Die Haustür war gut gesichert. Da konnte keiner reinkommen. Schließlich meinte einer der Polizisten „Ein Bierchen kann nicht schaden". Es wurden einige mehr. Gegen 3 Uhr am Morgen blies ich zum Aufbruch. Die Polizisten – ich glaube, es waren vier – gingen als letzte. Wackelten als Letzte – paßt wohl eher.

Gegen 10 Uhr wachte ich auf, griff nach dem klingelnden Wecker auf dem Fußboden. Doch ich tastete im abgedunkelten Zimmer keinen Wecker – sondern eine Maschinenpistole. Irgendeiner der Polizisten hatte sie unter mein Bett gelegt, um ohne die Waffe mitfeiern zu können.

Eine halbe Stunde später bollerte es an meiner Haustür. Einer der Polizisten von der Geburtstagsfeier. „Herr Siegerist" sagte er aufgeregt „Ich habe meine Waffe unter Ihrem Bett vergessen. Bitte, sagen Sie das niemandem. Ich würde sonst großen Ärger bekommen." Ich versprach es ihm hoch und heilig. Verschwundene Waffen. Das war damals ein

besonders kitzliges Problem bei der Bremer Polizei. Bundespräsident Gustav Heinemann war im PARK-Hotel abgestiegen. Vor der Zimmertür ein Polizist von der Staatsschutzabteilung in Zivil. Er war so müde, daß er, auf einem Stuhl sitzend, eingenickt war. Als er aufwachte – Pistole weg.

Der arme Polizist war jahrelang eine „Lachnummer“ unter seinen Kollegen. Ich war froh, daß ich meinen Polizisten davor bewahren konnte.

Die kleinen Türmchen in der Nacht

Fünfziger Jahre. Weihnachtszeit. Auf einem runden Podest auf dem Verkehrskreisel ein Polizist. In den Händen zwei Schlagstöcke. Damit lenkt er wie ein Dirigent den Verkehr. Die meisten vorbeifahrenden Autos stoppen kurz, reichen aus den Autofenstern liebevoll verpackte Geschenke an den Schupo. Meist ein Geldschein dabei. War normal in dieser Zeit. Heute undenkbar. Beamten-Bestechung. Strafbar.

Für die Autofahrer war es eine Art Trinkgeld. Gut gemeint.

Wie halten Sie es mit dem Trinkgeld? In meiner Kindheit hat Trinkgeld eine große Rolle gespielt. Meine Mutter mußte als Witwe vier Kinder allein großziehen. Tagsüber arbeitete sie als Verkäuferin bei Karstadt in Kiel. Von 19 bis 24 Uhr noch als Kellnerin im Siechen-Bräu. Ich hörte immer, wenn meine Mutter nach Hause kam. Dann stand ich auf und durfte immer das Trinkgeld zählen. Manchmal war ein 5-Mark-Stück dabei. Das „dickste" Trinkgeld bekam sie von der unvergessenen Volksschauspielerin Grete Weiser. 20 Mark! Das war stattlich. Auch ein Autogramm gab Grete Weiser. Auf Lokuspapier, das sie aus ihrer Handtasche zauberte. Felix Graf von Luckner war fast genauso spendabel. 15 D-Mark. Der als Seeteufel bekannte Seeoffizier und Schriftsteller war berühmt geworden, da er als Kapitänleutnant und Kommandant des Hilfskreuzers Seeadler die britische Seeblockade im I. Weltkrieg durchbrach. Er hatte das Schiff als norwegischen Frachter getarnt.

Einen leichten Tick hatte der gute Graf. Waren schöne Frauen in seiner Nähe – dann demonstrierte er auf ganz besondere Weise seine Stärke. In seiner Aktentasche hatte er immer ein dickes, altes Telefonbuch, das zog er dann heraus und zerriß es.

An guten Abenden bekam meine Mutter bis zu 40 Mark Trinkgeld. Das war in den Fünfzigern eine stattliche Summe. Ich stapelte die Münzen zu kleinen Türmchen, zählte sie und rechnete sie zusammen. Ich glaube, daß es das Rechnen war, mit dem meine Mutter mein nächtliches Aufstehen duldete. Ich war alles andere als ein Rechengenie. Aber das Türmchen-Aufbau-Rechenprogramm machte ich absolut korrekt und mit Feuereifer.

Mit dem Trinkgeld ist es heute so eine Sache. An einen Polizisten, einen Beamten – oder auch nur an den Postboten – verboten. Geblieben ist es zum Beispiel bei Friseuren, Bedienungspersonal oder beim Pizza-Boten. Schon kurios: Noch heute sind sich die Juristen nicht einig, ob Trinkgeld als Teil des Gehalts berechnet werden muß oder als „belohnende Schenkung". Bekäme ich als Kellner Trinkgeld – ich würde es nicht bei der Steuer angeben. Denn hin und wieder denke ich an meine kleinen, nächtlichen Türmchen.

....wie ein Volk mit den Toten umgeht

Zu den schönsten Parkanlagen in Deutschland zählen Friedhöfe. Ein Spaziergang lohnt sich immer. Grabsteine erzählen oft in wenigen Worten eine ganze Lebensgeschichte. Da gibt es den Stein mit Kreuz, einem Engel und einer Gitarre. Leicht zu erraten, was der Verstorbene liebte. Ganz anders der pompöse Grabstein des höheren Beamten. Er wollte wirken – „kraft Amtes". „Oberregierungsrat Andreas Becker." Den Oberregierungsrat in doppelter Schriftgröße

Ein anderer Grabstein. Ein Forstmeister. Dann die Worte „Er liebte die Natur." Nicht die Frau, die Kinder – nein, die Natur. Zur Natur ein pausbäckiger Barockengel aus Beton.

Auf einem Friedhof in Lettland ein Rennwagen. Über Geschmack läßt sich streiten.

Ein Besucher des Friedhofs sagt mir: „Der junge Kerl ist mit 23 Jahren bei einem Autorennen gestorben."

Grabstätten wie kleine Villen. Das sah ich vor Jahren in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires. Die Toten wohnen besser als die meisten Argentinier. Eine ganze Totenstadt – umgeben von einer hohen Mauer. Die Polizei achtet darauf, daß nachts niemand in eine Gruft oder ein Mausoleum steigt, um dort zu schlafen. – Im afrikanischen Togo. Normal, daß Gräber auch bewohnt werden.

Prominente Tote. Im Leben umschwärmt, im Tod vergessen. Nur die besonders Beliebten bekommen Blumen aufs Grab. Voll mit Blumen ist immer das Grab von Konrad Adenauer auf dem Rhöndorfer Friedhof in der Nähe von Bonn. Adenauer war Rosenliebhaber, verstand einiges von

der Rosenzucht. Eine alte Dame besucht den „Alten" einmal pro Woche. Immer einen Strauß rote Rosen dabei. Ihr Ehemann war Spätheimkehrer und verdankte das Ende der Kriegsgefangenschaft 1955 dem deutschen Kanzler.

Die Mama meines Freundes Antonio aus Polenca in Süditalien verlangte rechtzeitig vor ihrem Tod von den Kindern: „Ich will ein kleines Häuschen auf der Sonnenseite des Friedhofs, nicht im Schatten."

Willy Brandt hielt nicht viel vom Grab seiner Mutter in Lübeck. Er wählte die billigste Form der Grabpflege.

Es sagt viel über ein Volk aus, wie die Menschen ihre Toten ehren. Ich habe viel von der Welt gesehen und kenne kaum ein Land, in dem es schönere Friedhöfe gibt als in Deutschland.

Drei Muslime und die Koteletts

Grill-Party in Lettland. Am Flüßchen Svitene auf meinem alten Familien-Grundstück – dort steht die von den Deutschen Konservativen errichtete Soldaten-Versöhnungs-Kapelle mitten im einstigen Kurlandkessel, wo die letzten Schlachten des II. Weltkrieges tobten. Etwa 20 Gäste aus dem Dörfchen Stalgene zu Gast – und unser Büroleiter Murat mit zwei türkischen Freunden. Es gibt auf Holzkohle gegrilltes Rindfleisch und Schweine-Koteletts. Murat ist Moslem, seine beiden Freunde auch. Aber keine Frage – die brutzelnden Schweine-Koteletts duften herrlich. Murat grinst nur – er ahnt wohl schon, was kommt. Mustafa, einer seiner Freunde, fragt Murat: „Ist das wirklich Schweinefleisch?"

„Ich bin mir nicht sicher" – sagt Murat. „Aber ich denke, das ist Rindfleisch." Murat flunkert – und seine Freunde wissen es. Wenn da nur nicht dieser verführerische Duft wäre. Murat sieht mich an und ich sage: „Christen ist es verboten, am Karfreitag Fleisch zu essen. Biber, die in Lettland eine wahre Plage sind, aber wunderbar schmecken, wurden von frommen Mönchen aus christlichen Klöstern zu Fischen erklärt und landeten in den Klosterküchen."

Die drei Türken strahlen übers ganze Gesicht. Die Koteletts schmeckten herrlich. Das schlechte Gewissen kam später.

Ich selber wollte nie Biber probieren. Aber Janis, der für die Pflege der Kapelle und des Grundstücks verantwortlich ist, schummelte beim Grillen ein Stück Biberfleisch auf meinen Teller. Ich merkte nichts. „Schmeckt prima", antwortete ich, als Janis fragte, wie es mir schmeckt. Dann fing er an zu lachen und sagte „Das war Biber." Zugegeben – es hat wirklich geschmeckt. Die guten, alten Mönchlein wußten wohl, was gut war.

Sissi und die alte Dame

Sie kann kaum noch hören – die alte Dame mit ihren 98 Jahren. Trotzdem: Treffe ich mich mit ihr ..... dann versteht sie jeden Satz, gibt logische und genau passende Antworten. Aber klingelt es an ihrer Haustür „Sturm“ ..... sie hört es nicht.

Ich habe mich fast drei Jahre gefragt: „Wie hängt das zusammen?“

Und weil ich als Journalist neugierig bin, fragte ich sie ganz einfach „Wie ist es möglich, daß Sie mich genau verstehen – aber die Klingel an der Tür nicht hören?“

Ihre Antwort: „Kennen Sie noch die Sissi-Filme aus den Fünfzigern mit Romy Schneider? Sehen Sie, Herr Siegerist“ ..... sagte sie mir und legte eine alte Film-Kassette in ein Video-Gerät. „Sissi – Schicksalsjahre einer Kaiserin“.

„Der Sissi-Film hat mich wieder gut hören lassen“. Die ersten Sissi-Bilder flimmern über den Bildschirm. Aber plötzlich blendet sich ein „Simultan-Übersetzer für Taubstumme“ ein. Mit Händen, Mund und Gesichtsbewegungen übersetzt er Satz für Satz des Filmes. Die „Schicksalsjahre einer Kaiserin“ in „Gebärdensprache“.

„Damit“ – so die alte Dame, „habe ich wieder hören gelernt. Ich habe den Film wohl tausendfach gesehen und kann nun von den Lippen ablesen“ ..... verrät sie mir ihr Geheimnis.

„Aber damals gab es doch so etwas noch gar nicht im Kino“, fragte ich zweifelnd.

„Sehen Sie, das war so“ ..... erklärt sie mir. „Als mein Gehör mehr und mehr nachließ, da waren mein verstorbener Mann und ich schon über 60 Jahre verheiratet. Um ihn zu verstehen, mußte ich ihn manchmal bitten: „Schatz, schreib es mir doch auf Papier“. Das ging mehr als ein Jahr gut. Es war lästig – und Gespräche wie früher ..... die gab es nicht mehr. Doch dann kam mein Mann auf die Idee mit dem „Sprachübersetzer“. Wir hatten in guten Zeiten Geld gespart – und die Kinder gaben noch etwas dazu. So konnten wir meinen Lieblingsfilm „Sissi“ auch für mich wieder verständlich machen. Und ich lernte es, von den Lippen die gesprochenen Worte abzulesen. Und die Klingel, die ich nicht höre? Ich lasse mir demnächst eine Klingelanlage legen, bei der eine Lampe aufleuchtet“. Nur schade, daß mein lieber Mann es nicht mehr mitbekommen hat, daß ich so wieder hören lernte. Er starb – kurz nachdem mein „Sissi-wieder-hören-können-Film“ fertig war.“

Als ich mich verabschiede, legt sie noch einmal die Kassette ins Gerät. Und wieder spielen Romy Schneider und Karl-Heinz Böhm das ideale Liebes-Kaiser-Paar der Habsburger k.u.k.-Monarchie, und die alte Dame lächelt mich zum Abschied glücklich an.

Mit „Walinkis“ schlafen

Vor einigen Tagen sah ich im Fernsehen einen Abenteuer-Film von Polarforschern. Sie berichteten unter anderem vom Tod durch Erfrieren. Man wird müde, schläft ein – und dann kommt angeblich sanft der Tod. Diese Sendung erinnerte mich an das Märchen von dem kleinen, erfrorenen Mädchen mit den Schwefelhölzern von Hans Christian Andersen.

Bei diesem kleinen Mädchen muß ich immer wieder an meine Schwester Rita aus Lettland denken. Sie war noch ein Kind – als sie von Stalin 1949 nach Sibirien deportiert wurde – mit Mama, der Schwester Aija und meinem kleinen Bruder Janis. Janis starb schnell in der Kälte. Aija hängte sich aus Verzweiflung auf. Rita überlebte. In der erbarmungslosen Kälte Sibiriens – weil sie sich im Viehstall an die Kühe klammerte. Deren Körperwärme rettete ihr Leben. Sie erfror nicht. Einer der größten Glücks-Momente meines Lebens – als ich ihr nach dem Sturz des Kommunismus erstmals gegenüberstand. So etwas vergißt man nicht.

Auch meine Schwester Rita hat diese Zeit nicht vergessen. Das ist der Grund, weswegen sie heue noch aktiv im lettischen Verband der einstigen Sibirien-Deportierten aktiv tätig ist und dort vielen Menschen hilft. Menschen, die bis zu 20 Jahre – oft am Polarkreis – leben mußten und anfangs nur in Schneehütten hausten, deren Fenster aus Eis bestanden.

Diese Sibirien-Deportierten sind fast alle krank und extrem ängstlich vor Kälte. Sie können die schrecklichen Jahre des Eises nicht aus ihrem Kopf bekommen. Nun muß man natürlich dazu auch wissen, daß lettische Winter immer noch deutlich kälter sind als deutsche Winter.

Das ist auch der Grund, weswegen ich diesen Menschen im Januar, Februar, März und April Jahr für Jahr wieder mit Brenn-Material, Wärmflaschen, Federbetten und den sogenannten „Walinkis“ helfe. Das sind russische Filzstiefel, die wirklich sehr, sehr gut wärmen. Wer friert, der nimmt es mit der „Hygiene“ nicht so genau. Deswegen gehen viele mit diesen „Walinkis“ an den Füßen sogar ins Bett zum Schlafen. Federbetten und „Walinkis“ – sie helfen sehr ..... aber Sibirien bleibt bei den betroffenen Menschen weiter im Gedächtnis. Doch wer redet heute noch von Stalins Verbrechen?

Glauben Sie an Engel?
Ich bin sicher: Es gibt sie wirklich

Ich glaube fest daran, daß es Engel gibt und jeder von uns einen Schutzengel hat. Auch Sie haben einen Schutzengel ..... selbst wenn Sie nicht an ihn glauben sollten.

Ich glaube auch, daß unser Herrgott Menschen als seine „Werkzeuge" auf Erden aussucht, die vor allem eine Aufgabe haben: Gutes tun und Menschen in Not helfen. „Werkzeuge" – keine Engel. Werkzeuge sind nicht auch automatisch Engel. Sie sind einfache Menschen mit allen persönlichen Stärken und Schwächen – aber sie dienen einer guten Sache, die „von oben" eine Art Segen bekommen hat. Ich kenne aus meiner Arbeit etliche solcher „Werkzeuge". Lassen Sie mich von einigen etwas erzählen:

Eines dieser Engel-Werkzeuge ist ein Deutscher aus Namibia, dem einstigen Deutsch-Südwest-Afrika. Er heißt Kurt Johannesson. Er war viele Jahre Vorsitzender der Krebsvereinigung Namibias, half unzähligen Menschen. Als er vor Jahren endlich in den Ruhestand gehen konnte, hatte er nur noch einen Wunsch: Ich möchte ein Enkelkind haben. Kurt Johannesson ist einer meiner liebsten Freunde – und ich sagte spontan: „Laß mich Pate Deines Engels werden."

Rund fünf Jahre ist das her. Am 29. Januar kam der kleine Wilku zur Welt. Genau an meinem eigenen Geburtstag. Großeltern und Mama Ingelore (damals 41) waren überglücklich. Aber nur für Minuten. Dann sagte der Arzt einen Satz, der wie ein Fallbeil auf die Familie krachte: „Das Kind ist blind und hat vermutlich einen schweren Gehirnschaden." Eltern und Großeltern: „Dann lieben wir den Jungen um so mehr. Er ist bei uns gut aufgehoben.

„Der da oben" – ich sage das nicht respektlos – meinte es positiv: Nach wenigen Wochen holte er den kleinen Wilku, der mein kleiner Patensohn geworden war, zu sich. Wilku starb in den Armen seiner Mutter.

Kurt Johannesson damals zu mir: „Joachim, jetzt hat mein Leben keinen Sinn mehr." Von wegen. Ich überredete meinen Freund Kurt: „Hilf anderen blinden Kindern in Südwest – und sei dankbar, daß Du noch Kraft genug hast und gesund bist." Das wirkte – und wie. Mein Freund Kurt und seine Frau Irene gründeten eine Hilfsorganisation für blinde Kinder in der alten „Südwest"-Hauptstadt Windhuk, die ohne Palmen und ohne die Sonne wie eine durch und durch deutsche Stadt in Deutschland aussehen würde.

Es ist die Realität. Blind geborene Kinder werden in Afrika von den eigenen Eltern oft gleich nach der Geburt umgebracht, heimlich verscharrt oder einfach versteckt. Blind geboren in Afrika – das ist eine „Strafe" Gottes, eine „Schande", die man besser nicht zeigen sollte.

Kurt Johannesson hat viele Eltern blinder Kinder aufgespürt, ist dafür wochenlang durch den Busch gefahren und in Windhuk von Haus zu Haus gegangen. Er klärt auf, daß auch ein blindes Kind erträglich leben kann, Chancen hat, keine Strafe des Himmels ist und ein Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben hat. Schon nach knapp 8 Wochen konnte er auf diese Weise 11 blinde Kinder vor einem grauenhaften Schicksal bewahren. Manchen konnte sogar wieder durch Operationen das Augenlicht gegeben werden.

Kurt Johannesson ist kein „Engel" ..... aber ein „Werkzeug Gottes" – das ist er mit Sicherheit.

Wo immer ich meinem Freund aus Namibia helfen kann ..... da helfe ich ihm.

Ein anderes „Werkzeug"-Beispiel:

Adrian steht auf der Straße vor einem grün gestrichenen, verschlossenen Tor. Dahinter ein gepflegtes Einfamilienhaus. Mit dem linken Händchen umklammert der Fünfjährige den Griff seiner Zahnbürste. Mit dem rechten hämmert er gegen das Blechtor, zum Klingelknopf reicht er noch nicht. Schließlich schwingt das Tor auf, eine Frau in weißer Kittelschürze lächelt Adrian an. „Ich will zu euch", sagt der Fünfjährige und hält seine Zahnbürste hoch. „Bitte", flüstert er. In dieser Minute strömt menschliche Wärme in Adrians Kindheit, zum ersten Mal: Er hat Aufnahme gefunden im „Offenen Haus" der deutschen evangelischen Kirche in Hermannstadt.

„Wir hatten das Haus für zehn Kinder geplant; nach zwei Wochen waren es 30", sagt Ortrun Rhein. Die junge evangelische Theologin, die in Hermannstadt auch ein Altenheim und ein Hospiz für Sterbende leitet, entschloß sich vor ein paar Jahren, nicht nur am Ende eines menschlichen Lebens Elend, Schmerz und Leid zu lindern, sondern auch am Anfang – bei den Kindern.

Kinder müssen stehlen – sonst sterben sie

Hermannstadt, die 900jährige deutsche Siedlung in Siebenbürgen, das heute zu Rumänien gehört, war 2007 gemeinsam mit Luxemburg Kulturhauptstadt Europas – zu Recht. Millionen ausländische Gäste kamen und staunten über eine intakt erhaltene deutsche Altstadt, gegen die Rothenburg ob der Tauber beinahe verblaßt. In die aus kommunistischer Zeit stammenden Blockviertel am Stadtrand verirrten sich die Touristen nicht. Sie wären auf ungeahntes Elend gestoßen. In einem Land, das trotz EU-Mitgliedschaft einen allenfalls rudimentären Sozialstaat sein eigen nennt, landen viele Kinder aus zerrütteten Familien einfach auf der Straße, ganz auf sich gestellt. Und das oft

schon mit fünf, sechs Jahren. Sie müssen stehlen, um nicht zu verhungern. Sie besuchen keine Schule, haben keine ärztliche Versorgung. Ihre Perspektive lautet: Klebstoff schnüffeln, Prostitution, Knast und Krankheit.

Überleben mit Suppe in der Rama-Dose

Der Rettungsanker ist das Haus Nummer 9 in der Straße Ion Neculce. Die Kinder, von der knapp vierjährigen Carmen bis zum 15jährigen Ciprian, kommen nach Kindergarten oder Schule direkt hierher – zu Fuß, ganz allein, auch die Jüngsten. Es gibt niemanden, der sie begleiten könnte. Dann bekommen sie zunächst warmes Mittagessen: Zu Hause gab es kein Frühstück, für die Schule keine Brotzeit. „Es ist für die meisten das erste Essen des Tages", sagt Ortrun Rhein, deren Mitarbeiterinnen in der blitzblanken Küche die Teller füllen. Eine Portion kostet im Einkauf gerade mal 1,50 Euro – und ist für die Kinder Gold wert. Oft bleibt soviel übrig, daß die Reste in einer leeren Rama-Dose für Eltern und hungernde Geschwister daheim mitgenommen werden können.

Die Kinder haben Parasiten, Läuse und Krätze

Nach dem Essen geht es unter die Dusche. „Wir fechten einen unendlichen Kampf gegen Krätze und Läuse aus", sagt die Theologin, die extra viele Naßzellen einbauen ließ. Die Kinder werden sauber eingekleidet, ihre von zu Hause stinkenden Klamotten kommen in eine der drei Waschmaschinen im Keller, anschließend gleich in den Trockner. Reihum bringen die Kinder einmal pro Woche auch die Wäsche der Eltern und Geschwister mit: Wenn die nicht auch gereinigt wird, hat der Kampf gegen die Parasiten keine Chance.

Danach machen die Kinder unter Aufsicht Hausaufgaben, spielen im Haus oder im Hof. Jenseits der Straße, wo zuvor

auf einem brach liegenden Grundstück Müll und Schutt lagen, hat Ortrun Rhein nach Rücksprache mit dem deutschen Bürgermeister (jetzt Staatspräsident Rumäniens) Klaus Johannis einen sauberen Spielplatz für „ihre" Kinder eingerichtet. Manche Kinder schlafen am Nachmittag ein, wo sie stehen oder sitzen: wenn Mama und Papa die ganze Nacht gesoffen, gestritten und geprügelt haben.

Versoffene Eltern prügeln die Kinder halbtot

Auch wenn die Kinder hier nicht übernachten können, geht der Einsatz des Offenen Hauses weit über eine Nachmittagsbetreuung hinaus. Der Hausmeister, Herr Voicu, ist der gute Opa der Straßenkinder. Und oft der einzige Mann in ihrem Leben, der nicht säuft und schlägt: Familienleben außerhalb der Familie. Ortrun Rhein sorgt dafür, daß die Kinder überhaupt in der Schule Aufnahme finden: Ohne Fürsprache würden sie abgewiesen, wegen mangelnder Hygiene und fehlendem Schulzubehör. Das besorgt ebenfalls das Offene Haus. Erscheint ein Kind nicht zum Mittagessen, setzt die Theologin sich ins Auto und fährt zu den Eltern, das Handy mit der Notrufnummer griffbereit. Manchmal muß sie sehr schnell die Polizei rufen. Ortrun Rhein: „Wir kennen die Beamten schon; die holen dann mal einen betrunkenen Vater für drei Stunden ab, damit wir im Haus für Ordnung sorgen können."

Die Kinderschicksale sind unvorstellbar. Hier nur ein Beispiel, ohne Namensnennung: Ein siebenjähriges Mädchen erlebt mit, wie der Vater die Mutter ersticht. Er kommt ins Gefängnis, das Kind zu einer Oma. Die ist alkoholkrank, kann nicht mal für sich selbst sorgen. Nun ernährt die inzwischen Achtjährige ihre Oma mit dem, was in der Rama-Dose Platz findet.

Vor Hunger ohnmächtige Kinder

Vor allem anfangs waren die Kinder unterernährt. Zwei 14jährige Mädchen wurden ohnmächtig vor Schwäche. Inzwischen haben Ortrun Rhein und ihre Mitarbeiterinnen ihre Schützlinge aufgepäppelt, wie es früher in Deutschland mit Flüchtlingskindern und anderen auf dem Land geschah. Ist ein Kind krank, bringt sie es zum Arzt. Einer Mutter, die unter Schizophrenie leidet, gibt sie persönlich die Pillen ein, damit sie keine Anfälle bekommt. Voraussetzung ist, daß die Mutter ihr Kind abholen kommt. Die Chancen dafür stehen besonders im Winter gut. „Die Eltern kommen immer früher, um ihre Kinder abzuholen", sagt die Theologin. Dann sitzen sie stumm im Flur, klammern sich an die heiße Tasse Kaffee, die ihnen sogleich gereicht wird. So bekommen die Erwachsenen etwas davon ab, was sie ihren Kindern zu geben nicht imstande sind: Wärme für die klammen Finger – und für das einsame Herz.

Ortrun Rhein – mit Sicherheit ist sie ein „Werkzeug Gottes".

Lassen Sie mich von „meinem" Schutzengel berichten:

Als 10jähriger Junge wurde ich an einem Zebrastreifen auf der Holtenauer Straße in Kiel von einem Auto erfaßt und meterweit durch die Luft geschleudert, knallte mit gebrochenen Knochen und einem doppelten Schädelbasisbruch aufs Straßenplaster. Statt auf die Bremse, trat die Unfallfahrerin aufs Gaspedal, erfaßte noch einen alten Mann, der Minuten später am Unfallort verstarb.

In einem alten VW wurde ich übers holprige Kopfsteinpflaster der Kieler Straßen – halb bewußtlos – ins Krankenhaus gefahren. Die Ärzte zu meiner Mutter: „Wir wissen nicht, wie das ausgeht." Sechs Wochen später war ich

wieder auf den Beinen. Ich glaube, daß ich einen Schutzengel hatte.

1975 machte ich Wahlkampf für den hessischen CDU-Chef Alfred Dregger. Unbekannte Täter hatten die Vorder-Reifen meines alten BMW angestochen. Auf der Autobahn zwischen Wiesbaden und Bremen platzte bei 130 Stundenkilometern ein Vorderreifen, und das Auto überschlug sich mehrmals, rutschte auf dem Dach über eine Graben-Brücke am Straßenrand auf einen frisch gepflügten Acker, überschlug sich noch einmal und blieb dann auf allen Vieren stehen. Das Auto Schrott – ich nicht eine Schramme. Ich glaube, daß ich einen Schutzengel hatte.

1983. Noch stand in Berlin die Mauer. Mit der Konservativen Jugend hatten wir uns vorgenommen: In der Bernauer Straße schlagen wir ein Loch in die Mauer, stecken die Deutschlandfahne durch und lassen weiße Tauben fliegen, die wir zuvor gekauft hatten. Ich ahnte nicht, daß damals in unserem Bundesvorstand zwei eingeschleuste „DDR“-Spitzel saßen, die unseren geplanten Einsatz an die Stasi verraten hatten. Die wartete schon hinter der Mauer an der Bernauer Straße und wollte uns bei den ersten Hammerschlägen „hopp“ nehmen. Nur 30 Minuten vor unserem Einsatz bekam ich „kalte Füße“ – und wir schlugen das Loch an einer anderen Stelle in die Mauer. Damit hatte die Stasi nicht gerechnet.

Ich glaube, daß ich damals – mit den jungen Leuten – einen Schutzengel hatte. „DDR“ und Bautzen ..... das waren keine Erholungsheime.

Würde ich all meine Schutzengel-Erlebnisse aus dem zertrümmerten Kiel der Nachkriegszeit aufschreiben – ich könnte ein Büchlein damit füllen.

Ja – es gibt Schutzengel. Das steht für mich fest. Schutzengel sind aber nicht zu abonnieren und überzustrapazieren ..... das sollte man die Engel nun auch wieder nicht.

Der freche Kater Putin

Der Kater Putin ist wirklich eine kleine Kanaille. Zerfleddert sieht er aus, ist frech wie Oskar und zettelt Streit an ..... wo immer er kann.

Dieser lumpig aussehende Zeitgenosse stand eines Tages eher frech als kläglich miauend vor der Tür meines alten Familienhauses in Lettland. Gelegen so richtig auf dem „platten Land". Der nächste Nachbar fast zwei Kilometer entfernt. Ein streunender oder ausgesetzter Kater, der ein neues Zuhause suchte. Irgendwie muß es sich in der lettischen Katzenwelt herumgesprochen haben, daß „verlorene" Mieze-Katzen bei mir nicht davongescheucht werden. Deshalb habe ich auch gleich fünf von der Sorte im Haus.

Aber diese freche Strubbelkatze war vom ersten Moment anders als meine anderen miauenden Hausgenossen. Im Haus suchte sie Streit mit Kater Garfield, meiner gutmütigen und mit 12 Jahren ältesten Katze. „Das ist eine Russen-Katze" sagte Anna, meine lettische Großnichte. „So frech sind nur Russen-Katzen" rutschte es ihr raus – und ich lachte.

Jede Katze im Haus hat einen Namen: Timmi, Garfield, Minki, Cat Ballon und jetzt eben die Russenkatze. „Die heißt Putin" bestimmte Janis, der Hausmeister.

Der freche Kater Putin. Ein Schelm, wer Arges bei dem Namen denkt.

Aus welchen Gründen auch immer: Bin ich in Lettland ..... Putin will mit mir kuscheln. Schnurrt dabei wie eine fußbetriebene SINGER-Nähmaschine aus der Nachkriegszeit.

Am liebsten will Putin auf dem weichen, schwarzen Sofa liegen. Darf er aber nicht wegen der Katzenhaare.

Putin macht es trotzdem ..... wenn er sich unbeobachtet fühlt. Janis hat ihn dabei schon oft ertappt. Stört Putin aber nicht. Mein Sofa betrachtet Putin auch als sein Sofa. Und eines Tages da wurde Janis richtig böse als Putin wieder einmal die Couch in seinen Besitz genommen hatte ..... und er schimpfte auf lettisch „Du verdammter Kater bist noch schlimmer als der richtige Putin. Erst die Krim und jetzt das Sofa von Joachim".

So richtig „politisch unkorrekt". Auch über Vorurteile kann man wunderbar schmunzeln. Das nur zu meiner Russen-Katze Putin.

Wilder Westen im Osten

Ich glaube ..... damals bin ich mit viel Glück dem Tod von der Schippe gesprungen. Anfang der Neunziger in Lettland. Ich kandidierte als einziger Deutscher für das lettische Parlament. 1947 in Deutschland geboren, deutsche Mutter, Vater Lette. So bekam ich zum deutschen Paß auch noch den lettischen und wurde ins lettische Parlament gewählt.

Die Zustimmung der Letten „zu dem Deutschen" war groß. So groß, daß die alten Seilschaften der Kommunisten alles versuchten, daß bei den nächsten Wahlen der Name Siegerist nicht noch einmal auf den Stimmzetteln auftauchen sollte. Mit etlichen Tricks und Winkelzügen gelang es ihnen, eine erneute Kandidatur von mir zu verhindern. Ein Stimmzettel zur Parlamentswahl ohne den Namen Siegerist – nur das hatten meine politischen Gegner im Kopf. Daraus wurde aber nichts. Eine Partei mit dem Namen „Siegerist-Partei" wurde aus der Taufe gehoben ..... und damit war der Name „des Deutschen" noch präsenter auf dem Stimmzettel, auch wenn ich selber nicht mehr kandidieren konnte.

Der Wahlausgang wurde zur Sensation. Die Siegerist-Partei wurde zweitstärkste Partei. In einer eilig geschmiedeten Koalition kamen wir auf 52 von 100 Parlaments-Sitzen.

Sag ich es offen: Etliche Abgeordnete – quer aus allen Parteien – waren alles andere als Ehrenmänner. Nach-sowjetische Zeiten. Für etliche unter ihnen wäre das Gefängnis der angemessene Platz gewesen, nicht das Parlament.

Mit den zuverlässigsten Abgeordneten „meiner" Partei hatte ich einen abenteuerlichen Plan geschmiedet. Als vorgesehener Wirtschafts- und Sozialminister und stellvertre-

tender Ministerpräsident sollte mir eine Art „Sondertruppe“ unterstellt werden ..... die von mir gewünschte „Anti-Korruptions-Polizei“ mit weitgehenden Rechten. Korruption, Diebstahl – Abgeordnete, die käuflich waren wie Straßenmädchen auf der Hamburger Reeperbahn.

Während der ersten Kabinetts-Sitzung wollte ich von der „Anti-Korruptions-Polizei“ den Sitzungssaal umstellen und all die Abgeordneten verhaften lassen, die sich abenteuerlich und kriminell auf Kosten der lettischen Bevölkerung bereichert hatten. Wann wieder auf freien Fuß lassen? Erst dann, wenn sie die gestohlenen Gelder wieder rausgerückt haben, die ich für die Ärmsten der Armen, Krankenhäuser, Altenheime, Suppenküchen und Waisenhäuser benötigte.

Schließlich kam es zum Schwur. Geplante Regierungsbildung. Zum Sturz des kommunistischen Parlaments-Präsidenten reichte es noch. Doch bei der Regierungsbildung fehlten uns plötzlich zwei Stimmen. Gekauft ..... von wem auch immer.

Aus der Traum von einer Siegerist-Regierung.

Erst Jahre später begriff ich meine bodenlose Naivität. Natürlich hätte ich die politischen Banditen kurzzeitig inhaftieren können. Nachrevolutionäre Zeiten sind gesetzlose Zeiten. Da läßt man Fünfe schon mal grade sein.

Wieder Westen im einstigen Ostblock. Noch heute „normal“. Putin läßt grüßen. Aber nicht nur der.

Aber was, wenn ich die Regierung gestellt hätte und die „Ehrenmänner“ – bis zum Rausrücken der geklauten Moneten – hinter Schloß und Riegel gebracht hätte? In Deutschland und der gesamten EU ein Aufschrei: „Diktator, Nazi“ ..... wer weiß, was ich mir hätte anhören müssen.

Gefährlicher aber: Die „auserkorenen Ehrenmänner" allesamt vernetzt mit der russischen „Mafia". Da hätten mir keine Sicherheitsleute genutzt, kein Panzerglas, keine kugelsichere Weste. Ich hätte Tauchen gelernt. Im lettischen Schicksalsfluß Daugava (Düna). Aber mit einem Zementblock an den Beinen.

Bildung einer Regierung für Tage oder vielleicht Wochen – oder Abschied von der Welt für immer. Heute bin ich froh, daß es nicht zu einer „Siegerist-Regierung" in Lettland kam.

Nur ein Zucker-Löffelchen – aber was für eine Geschichte

Ein kleiner, silberner Zuckerlöffel. Der 10,5 Zentimeter lange Stiel wie ein fein-geflochtener Zopf. Daran befestigt eine silberne Münze aus dem Jahre 1920. 5 LAT. Damalige Währung des kleinen Baltenstaates Lettland. Die nach innen gewölbte Münze ist etwa so groß wie unser altes 5-DM-Stück aus der Nicht-Euro-Zeit.

Nur ein kleines Löffelchen. Im Silber-Antiquariat vielleicht ein Wert von 150 Euro. Doch die Geschichte dieses Zukkerlöffels ist unbezahlbar. Vor Jahren wurde er mir zum Geburtstag geschenkt. Von Gottfried Loy aus Horben bei Freiburg im Breisgau. Dabei ein Brief, der unter die Haut geht, und den Sie hier unverändert lesen sollen:

History zum Geburtstagsgeschenk:

Ich wurde 1941 als 19jähriger zur Wehrmacht eingezogen. Nach kurzer Grundausbildung wurden wir nach Riga verladen. Dort wurden wir mit unseren Fahrzeugen und Werkstattmaterial (wir waren eine Spezialtruppe von Kfz-Mechanikern) in die riesigen Flachhallen (Markthallen von Riga) verlegt, um Frontfahrzeuge schnellstens wieder einsatzfähig zu machen. Wir hatten mit den deutschfreundlichen Letten schnell Freundschaft geschlossen, und so bekam ich von einem befreundeten Juwelier beiliegenden Zuckerlöffel geschenkt. Er übergab ihn mir mit dem Hinweis „Erst wenn Du aus diesem Inferno gesund nach Hause kommst, dann schenke ihn Deiner Mutter als Glücksbringer!“

1947 war es dann soweit. Aus Gefangenschaft zurückgekehrt, durfte ich meine Mutter in die Arme schließen. Die Wiedersehensfreude war kurz, weil ich erfahren muße, daß

meine zwei Brüder in Stalingrad gefallen waren. Zwei Jahre später starb meine Mutter, die den Verlust ihrer Söhne nie verkraftet hatte. Aber sie hat mein Heimkehrgeschenk oft liebevoll betrachtet, geachtet und verehrt. Und dann kam immer der Satz „Wenigstens einer (der Söhne) ist mir geblieben!

Dieses nur zur Erklärung für das unscheinbare Geschenk. Ich weiß nicht, ob 1920 die 5-LAT-Münzen aus Silber oder mit Silberzusatz geprägt wurden – fast sieht es so aus. Ich weiß dieses Geschenk in guten Händen."

Dieses kleine Zucker-Löffelchen mit einer Münze aus der Heimat meines Vaters und die das Herz anrührende Geschichte dazu ..... es ist wohl eines der schönsten Geschenke, das ich jemals bekam. Danke, Gottfried Loy.

Die Kugel im Casino rollt

Ein Freund schickt mir Folgendes:

Es ist kein Geheimnis. Mein Freund Joachim spielt „Roulette". Beinahe ist er süchtig. Fast immer gewinnt er. Deshalb kann er sich's leisten, weiterzuspielen.

Worum er spielt? Um Deutschland. Um ein christliches Deutschland. Es wurmt ihn, daß unser Land so heruntergekommen ist und sich obendrein auch noch selbst fertigmacht.

Woher er das Geld nimmt? Er verrät es nicht, aber ich bin überzeugt, daß er schon wiederholt tief in die eigene Brieftasche gegriffen hat. Und wer zahlt sonst für ihn? Andere! Denen es ebenso geht wie meinem Freund Joachim. Die vertrauen ihm ihr Geld an? Ja, es geht ihnen auch um Deutschland, vielen um ein christliches Deutschland. Doch wie kommt Joachim an deren Geld?

Er schreibt Briefe. Einzelne Empfänger fürchten sie beinahe. Er schildert genau, was er vorhat. Man merkt ihm an: Er selbst ist betroffen. Die Lage unseres Landes bewegt ihn. Er ritzt die Herzen. Da öffnen manche Brief-Empfänger, „große" und „kleine", ihre Börse. Joachim und Deutschland können sie einfach nicht im Stich lassen.

Wie aber betreibt er sein Glücksspiel? Erst schreibt er ein kleines Büchlein, oder einer seiner Freunde schreibt es. Meist ist es viel kleiner als das, das Sie jetzt in der Hand halten. Er legt dar, w i e er sich ein besseres Deutschland vorstellt. Kurze, bildhafte Sätze. Er will ja die Herzen ritzen. Jeder soll sich vorstellen können, worum es geht.

Und wo ist das Casino? Überall in Deutschland, wo eine Zeitung erscheint. Viele Blätter sträuben sich allerdings. Geld wollen sie zwar verdienen, aber Deutschland scheint ihnen gleichgültig, jedenfalls ein christliches. Oder sie wollen gar keins. Doch das schreckt meinen Freund nicht ab. Unverdrossen schreibt er sie an, die Blätter. Heimlich etwas zitternd, wie das wohl diesmal ausgeht. Und ebenso gießt er sein Herzblut in die Bittbriefe. Wie aber funktioniert das Spiel?

Er gibt Annoncen auf, um viele Zeitungsleser von diesem geraden Weg zu überzeugen. Große, bunte Annoncen. Die sind zwar teuer, doch kleine würden übersehen. Er muß einfach die großen Annoncen riskieren.

Während die Kugel rollt, ist Joachim ganz blaß. Vom Gewinn hängt ab, ob er weiterkämpfen kann. Sein Gesicht kann ich zwar nicht sehen. Er wohnt in Hamburg und ich in Westfalen. An vielen kleinen Zeichen merke ich aber, wie blaß er ist: Ist es der rechte Zeitpunkt? Hat die Zeitung ihr einen guten Platz gegeben? Wird die Annonce ankommen? Schlägt der zugleich losgesandte Spendenbrief ein, so daß er zahlen kann?

Ans Geld will er nicht denken, Deutschland ist ihm wichtiger. Doch manchmal muß er leider ans Geld denken. Wahrscheinlich betet er sogar darum. Zugleich für die Spender, die Annonce, die Besteller. Er spricht nicht über sein Gebet. Unter uns gesagt: Ein wenig suche ich ihm dabei zu helfen. Gebet ist schließlich mein Hauptberuf, auch wenn ich vieles andere tun muß, möglichst auch betend. Ohne eine christliche Leitkultur wird Europa nicht überleben, bin ich überzeugt. Mir tut es auch leid, daß mein Freund Joachim während solcher Zitterpartie so blaß um seine Nase ist. Hoffentlich kann er unsere Herzen ritzen.

Haben Sie keine Angst, wenn wieder ein Brief von ihm eintrifft. Lassen wir unseren Freund Joachim spielen! Sogar im „Casino" haben sie schon Respekt vor ihm.

Opa Boller-Baller und der „Mistkerl“

Der Opa aus der Nachbarschaft unseres Büros „hat ’ne Klatsche“. Sagt man so in Hamburg – wenn es im Oberstübchen nicht mehr ganz richtig „tickt“. Er beschimpft mich seit einem Jahr, wenn ich morgens am Büro völlig ordnungsgemäß meinen Wagen parke. „Mistkerl“ ..... das ist noch das harmloseste Schimpfwort, mit dem er mich in regelrechten Wort-Kanonaden belegt.

Gegen 9 Uhr – da steht er schon vor der Haustür, qualmt eine Zigarette, wartet auf mich. Um die 85 Jahre alt wird er sein, sieht sehr gepflegt aus. Würde er mich nicht immer wieder so gräßlich beschimpfen – er könnte glatt als „feiner Hamburger Herr“ durchgehen.

„Was hast Du hier zu suchen?“ ..... faucht er immer wieder ..... „für die Parkplätze hier ist nur einer zuständig – und das bin ich.“

Anfangs war ich empört – und als die Schimpfworte beim Parken immer deftiger wurden, platzte mir einmal der Kragen, und ich drohte ihm mit einer Anzeige wegen Beleidigung.

„Opa Boller-Baller“, wie ich ihn inzwischen nenne ..... auf ihn machte das keinen Eindruck. Er schimpfte weiter. Vor einigen Tagen stand er nicht mehr vor der Tür. Aber eine ältere Dame, auch so um die 85. Verlegen lächelnd ging sie auf mich zu, reichte mir die Hand, grüßte freundlich und sagte entschuldigend: „Nehmen Sie es meinem Mann nicht übel, wenn er so schimpft. Seit dem Tod unseres einzigen Sohnes ist er wie verändert, steckt voller Aggressionen. Ich war deswegen schon oft mit ihm beim Arzt. Aber da kann keiner helfen. Sein einziger Lebensinhalt sind parkende Autos auf der Straße. Und wenn er schimpft – dann

kommt er anschließend erleichtert zurück in die Wohnung, um mir zu sagen 'Na, dem hab ich's aber gegeben.' Ich entschuldige mich für meinen Mann bei Ihnen."

„Wo ist er denn heute?"..... frage ich die alte Dame. „Stubenarrest hab' ich ihm gegeben" ..... lacht die gute Frau verschmitzt, gibt mir noch einmal die Hand und sagt nur „Bitte, nehmen Sie meine Entschuldigung an." Wie könnte ich „nein" sagen .....?

Tags darauf stand Opa Boller-Baller wieder paffend vor der Haustür. Als er mich einparken sah, blubberte er nur leise etwas vor sich „in den Bart". Verstanden habe ich es nicht.

Jedenfalls herrscht seit dem Gespräch mit seiner Frau ein unausgesprochener Friede mit Opa Boller-Baller und mir. Er schimpft nur noch leise, und ich antworte immer nur mit diesen Worten „Schön Sie zu sehen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag."
Manchmal lächelt er dann sogar. Doch wenn Sie in der Nähe meines Büros parken müssen – „Vorsicht, garantieren kann ich nicht für Opa Boller-Baller."

Ich hab es gern – dieses Schneeglöckchen

Nur ein kleines Schnee-Glöckchen. Aber die Geschichte sollten Sie sich anhören. Ich warte jedes Jahr im Februar auf meinen kleinen Freund – zartgrüne, feine Blättchen und ein schneeweißes Blüten-Glöckchen. Eben so ein richtiges, kleines Schneeglöckchen im Winter. Auf meinem täglichen Spaziergang habe ich es vor vielleicht 20 Jahren im Hamburger Hofweg zum erstenmal gesehen. Ganz, ganz vorsichtig steckt der kleine Frühlingsbote eine grüne Blattspitze aus dem vermoosten Vorgarten ins Sonnenlicht. „Das wird ein Schneeglöckchen – dachte ich mir. Und wirklich: Nach 14 Tagen leuchtete es aus dem dicken, grünen Moos fröhlich den ersten wärmenden Sonnenstrahlen entgegen. So – als wolle es sagen – „Winter hin, Winter her. Früher oder später werde ich Dich besiegen, Väterchen Frost. Auch wenn ich nur ein kleines Schneeglöckchen bin."

Schön ist der Garten nicht, eigentlich sogar ein wenig ungepflegt. Dickes Moos hat den Rasen erstickt. Die Blätter des Herbstes faulen auf zusammengefegten Haufen. Das kleine Schneeglöckchen scheint das nicht zu stören. Seit zwei Jahrzehnten: Das kleine Wunder der Natur wiederholt sich Jahr für Jahr in diesem eher schäbigen Garten: Erst die „Nasenspitze" ins Licht strecken – und dann die grünen Blättchen, schließlich die weiße Blüte.

Vielleicht habe ich dieses Immer-Wiederkehr-Schneeglöckchen nur deswegen ins Herz geschlossen, weil es allem Garten-„Gerümpel" zum Trotz Jahr für Jahr einen neuen Überlebenskampf wagt – und sich durchsetzt. Je nach Witterung: Bei eisigem Winter später, bei milden Temperaturen im Januar und Februar einige Wochen früher.

In einem gepflegten Garten wäre das Schneeglöckchen mir vermutlich nicht so stark aufgefallen. Der „Etwas-schlampig-Garten“ läßt das weiße Blümchen leuchten. „Sieh mal, da wächst ein Schneeglöckchen“ ..... hörte ich vor einigen Tagen im Hofweg einen jungen Mann zu seiner Freundin sagen.“

Im Park vom Gästehaus des Hamburger Senats am Feenteich an der Alster – da wachsen Tausende von Schneeglöckchen. Wie ein dichter Teppich. Warum mein Schneeglöckchen aus dem Garten im Hofweg schon seit 20 Jahren allein wächst ..... ich weiß es nicht.

Ich habe es wirklich gern, dieses zarte Pflänzchen. Und vielleicht hat das auch seinen Grund.

Die alte Gräfin und der Postbote

Solch einen Postboten gibt es wohl nur einmal auf der Welt. Er brachte nicht nur die Post – er war auch so etwas wie ein Seelendoktor für einsame Postkunden. Da war zum Beispiel meine Nachbarin. Eine alt gewordene Gräfin, die in jüngeren Jahren bessere Zeiten gesehen hatte. Witwe, kinderlos, vom einstigen Freundeskreis lebte keiner mehr. Die Gräfin war 97 Jahre alt. Sie hatte noch einen uralten Mietvertrag zu extrem günstigen Bedingungen und konnte deswegen die Miete aufbringen. Den Postboten hatte sie in ihr Herz geschlossen. Er mußte nicht bei ihr klingeln. Wie immer – sie saß hinter dem Fenster und hielt nach ihm Ausschau. Das Kaffeewasser kochte in der Küche. Eine Tasse Kaffe – „schwarz wie die Nacht am Wolgastrand" ..... wie die alte Dame immer beim Servieren sagte und „frisch aufgebrüht." Immer dieselbe Tasse. Eine Prunk-Tasse mit dem Bild von Kaiser Wilhelm II. und vergoldetem Rand. Eigentlich hatte der gute Postbote nicht viel Zeit. Sein Revier war groß – und auf seinem Fahrrad war ein dicker Postkasten befestigt.

Aber für die alte Gräfin nahm er sich trotzdem Zeit. Sie war glücklich, wenn ihr jemand zuhörte. Auch wenn sie eigentlich immer die gleichen Geschichten erzählte – die von den besseren Zeiten. Ihr Vater gehörte zum engeren Freundeskreis des letzten deutschen Kaisers. Alle vier Wochen traf sich Majestät mit dem Grafen zum Tee im Adlon, dem besten Hotel in Berlin – sagte die Gräfin. Einmal durfte sie mit. Einen kleinen Silberlöffel schenkte ihr der Kaiser. Sie fühlte sich wie das glücklichste Kind der Welt. Die Kaiserzeit ging zu Ende. Weimarer Republik, dann Hitler. Der Graf machte mit in der Partei des Zeitungs-Verlegers Hugenberg. Deutsch-national. II. Weltkrieg. Bei einem Bombenangriff wurden die Eltern von herunterstürzenden Trümmerteilen erschlagen. Weil Flie-

geralarm und Angriff fast gleichzeitig kamen, war sie in der Wohnung geblieben – was ihr vermutlich das Leben rettete. Bis zu ihrem Tod blieb sie in dieser Wohnung, war meine gute Nachbarin. Den Silberlöffel des Kaisers, den hatte sie mir gegeben – mit der Bitte „Wenn ich nicht mehr bin, geben Sie ihn dem Postboten." So machte ich es auch. Vier Wochen vor ihrem Tod fragte sie mich: „Wissen Sie eigentlich, wer in Ihrer Wohnung Mieter war? Eine jüdische Familie, die Anfang der Vierziger nach Auschwitz deportiert wurde. Ein Ehepaar mit drei Kindern. Ein Arzt-Ehepaar." Was mag sich in meiner Wohnung, in der ich nun schon über 30 Jahre wohne, damals abgespielt haben? Ich denke oft daran. Für die jüdische Familie laß ich vor dem Haus einen „Stolperstein" ins Gehweg-Pflaster einbringen. Das sind kleine viereckige Kupferplatten, auf denen die Namen der jüdischen Hausbewohner stehen. Außerdem Geburts- und Todesdaten mit Ort.

Diese Stolpersteine gibt es in ganz Hamburg – und ich finde sie ganz einfach großartig.

Die alte Frieda und die Farbe rosa

Für die alte Frieda waren wir Straßenjungs eine Landplage. Witwe Frieda hatte eine kleine Bude für Zigaretten, Zeitungen, Kaugummis und eine Annahme für Reparatur von Laufmaschen in Perlonstrümpfen.

Im Winter beheizte ein kleiner Kanonenofen ihr winziges Büdchen – immer geschmückt mit rosa Plastikblumen. Frieda war verrückt nach rosa. Rosa Pullover, rosa Hose – und ich bin mir da ziemlich sicher – auch rosa Unterwäsche. Sie bekam den Spitznamen Pink-Rosa. Was prompt zu dem Spottreim führte „Rosa, Rosa Pink – Du bist ein dummes Ding". Rosa überhörte das. Wenn wir es riefen, machte sie ein Gesicht, das unmißverständlich die Botschaft übermittelte „Ihr Rotz-Gören seid es nicht wert, daß ich mich über Euch ärger". Was wiederum uns ärgerte.

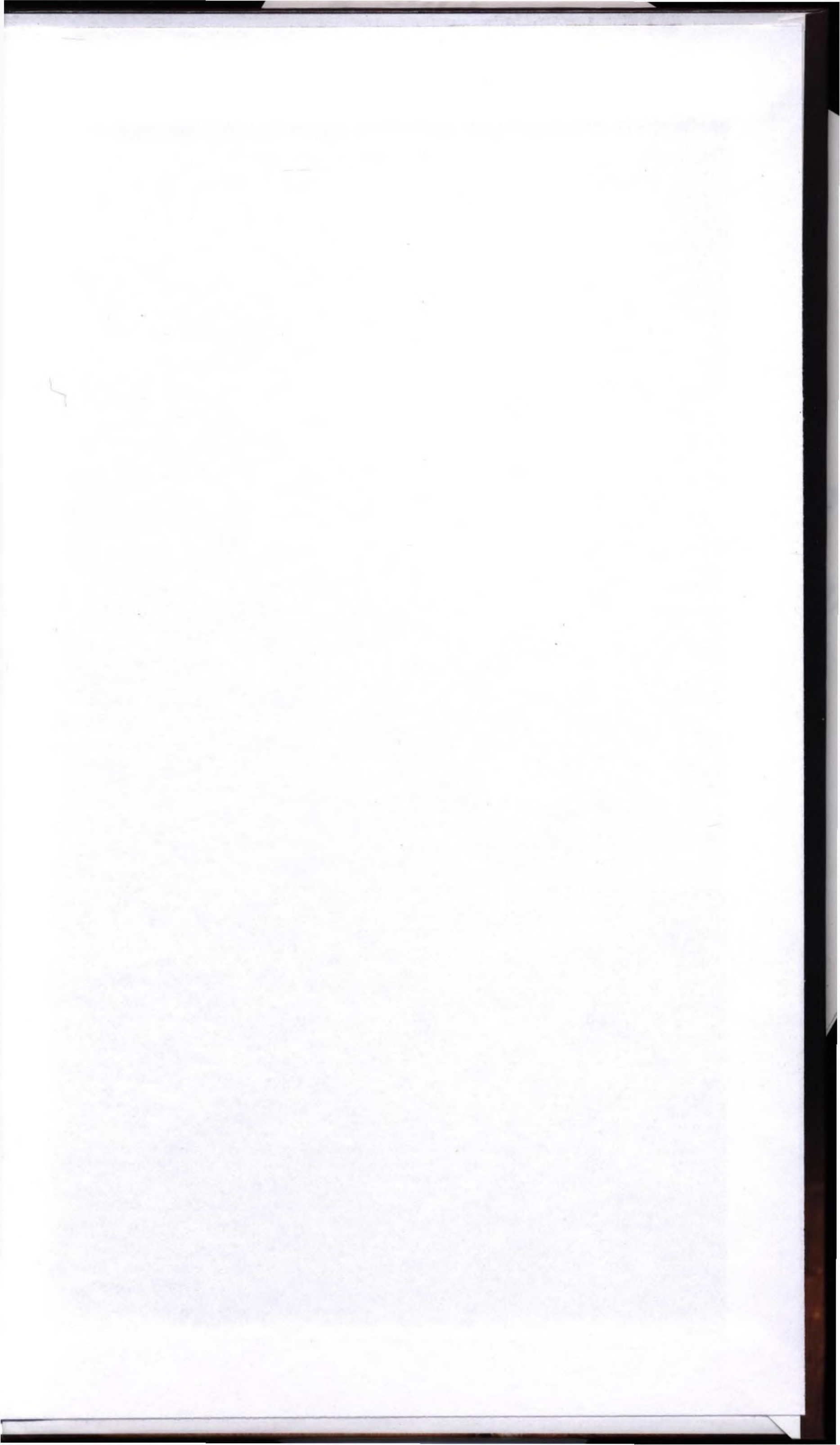
Friedas Bude stand in der Wiesbadener Bertramstraße, da, wo ich meist bei meiner guten Tante Lina meine Schulferien verbrachte. Auch im Winter.

Weihnachtsferien 1958. Auf den Straßen lag der Schnee meterhoch. Aufgetürmt zu kleinem Gebirge. Friedas Kanonenofen glühte. Schnee und Kanonenofen. Logisch, daß wir uns eine neue Schäbigkeit ausdachten. Schnee durch den Schornstein. Das zischte, qualmte, brodelte – und Frieda kochte. Obendrein brüllten wir laut „Feuer, Feuer". Unser Triumph über Friedas „Uns-nicht-Beachten-Strategie".

Frieda hatte diese Attacken wirklich nicht verdient. Und als sie eines Tages mit einer schweren Lungenentzündung ins Krankenhaus kam, riet mir Tante Lina „Besuche Frieda, und bring ihr Blumen".

Frieda, die in einem rosa Nachthemd im Bett lag – mit rosa Bademantel am Kleiderhaken, strahlte vor Freude. Eine perfekte Wiedergutmachung. Frieda lebte noch zwei Jahre, kippte in ihrer Bude tot um.

Ich vermute, Frieda schwebt da oben auf einer rosa Wolke und spendiert den kleinen Engelchen rosa Zuckerwatte am Stiel.



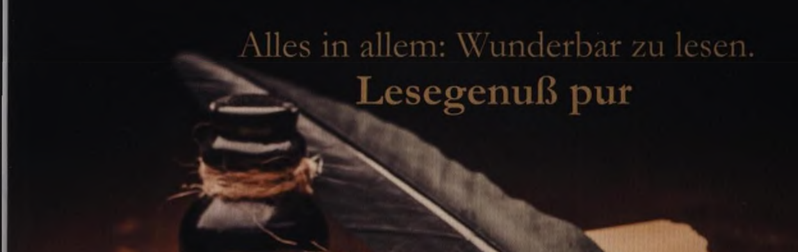
Wechselbäder: Weich und hart

Die Bücher sind wie sein Charakter: Klare und oft harte Sprache in der Politik – aber weich und herzlich in allen sozialen und religiösen Fragen. Eine arme Oma, die ihm für seine Arbeit 5 Euro spendet, ist ihm ebensoviel wert wie der Großspender mit 1000 Euro.

Wunderbare Kurzgeschichten. Abschied von der Kindheit im alten Birnbaum auf dem Schulhof, die mit knurrendem Magen brüderlich geteilten sechs Kieler Sprotten von den letzten 50 Pfennig. Dann die harte journalistische Recherche: Weswegen quält eine Mutter ihren kleinen Sohn sadistisch zu Tode? Gespräch mit einem „Monster“ im Knast, das sich ein neues Kind wünscht. Dann logisch begründete Glaubensbekenntnisse und Kritik an denen, die keine Ahnung von Religion haben – aber trotzdem behaupten, schon alles zu wissen. Immer wieder Bekenntnisse zu Deutschland in einer Sprache, die als politisch unkorrekt gilt. Angriffe auf alle Linken und Grünen.

Alles in allem: Wunderbar zu lesen.

Lesegenuß pur



Joachim Siegerist Ein politisch unkorrektes Leben